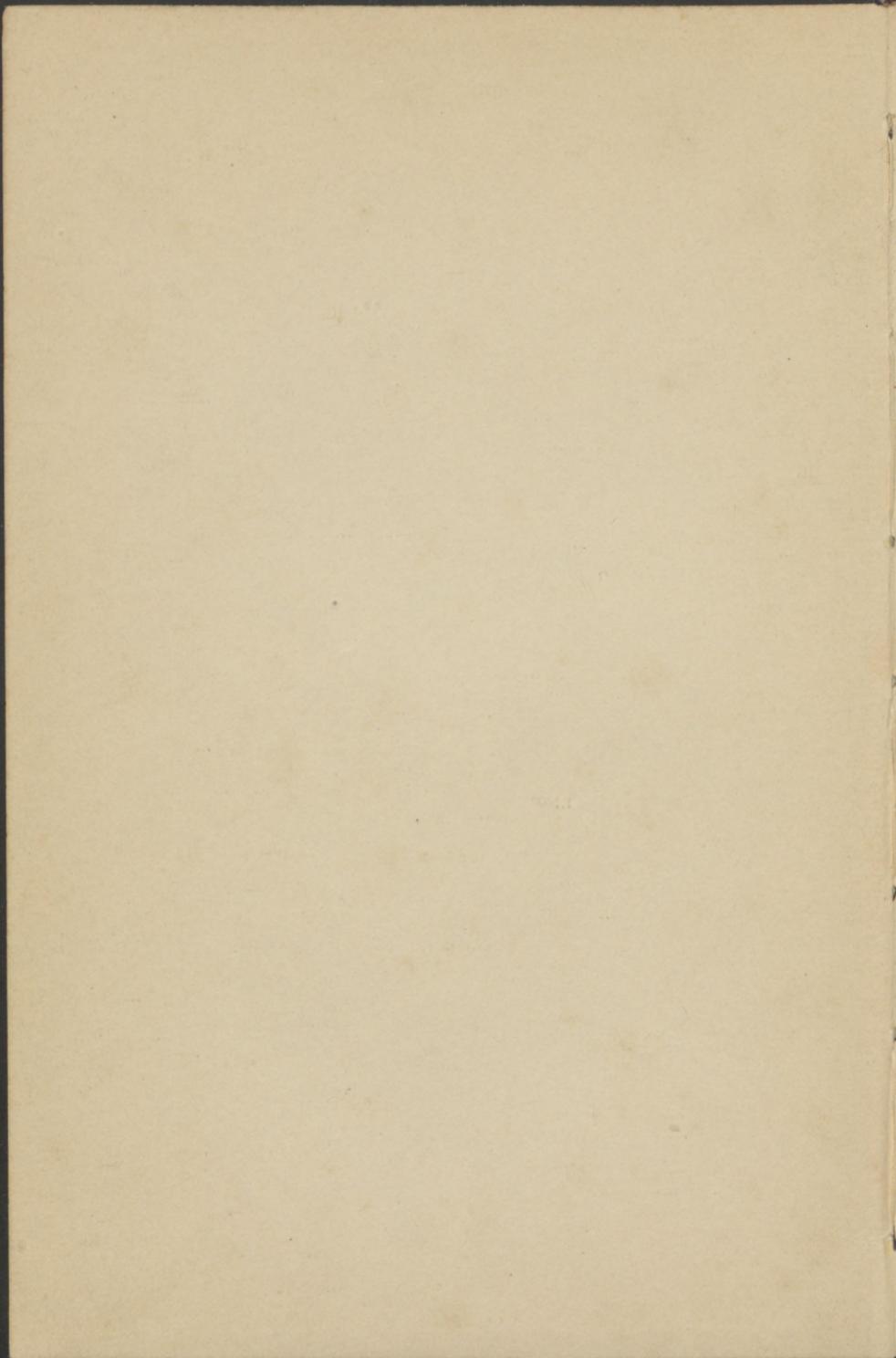


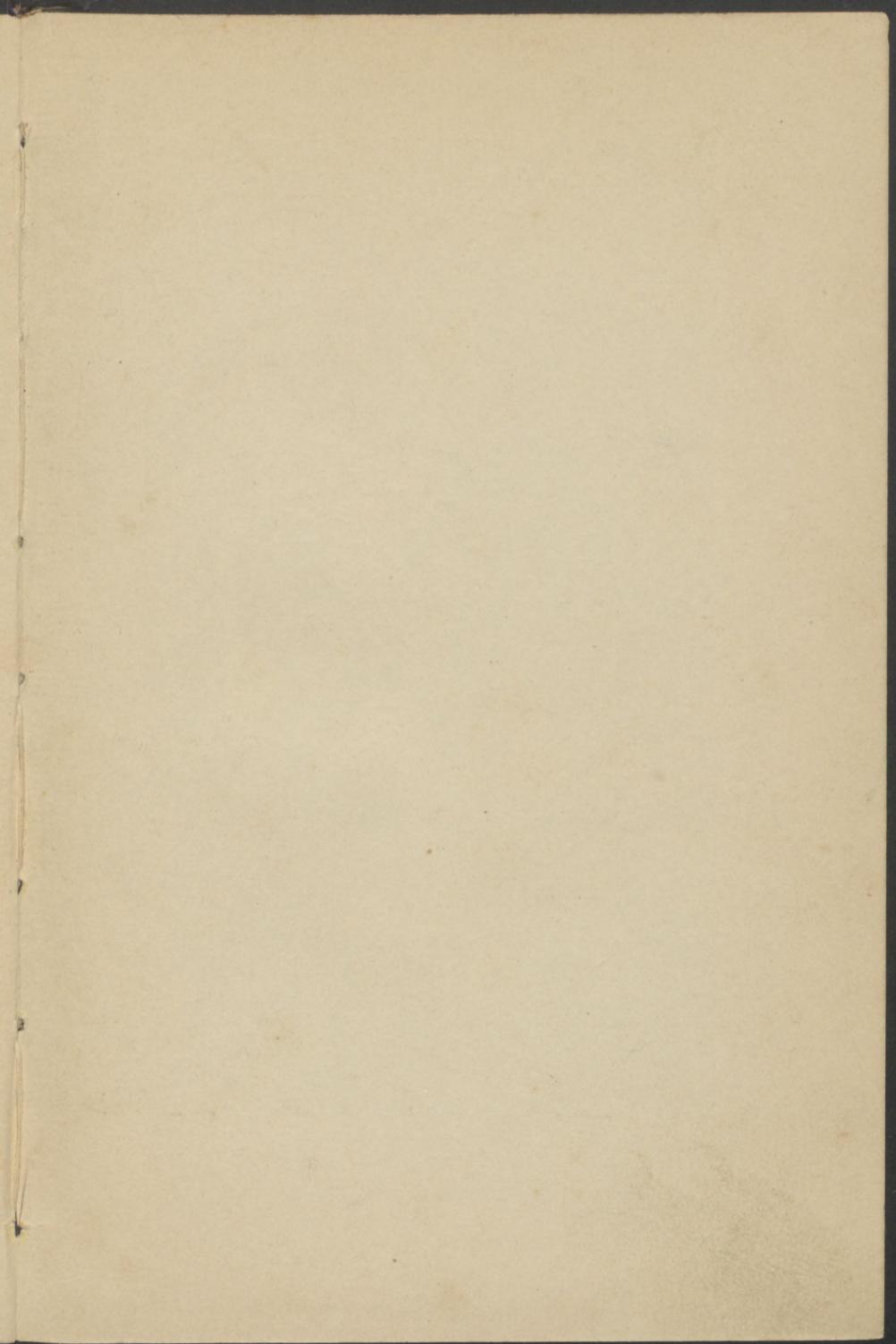
Die
Gespensterfalle.
Seltsame-Geschichten von
Rechilde

PW.B.

6/11/1918

22.6-







Die
Gespenster-
falle.
Seltsame
Geschichten
von
Rachilde

M 144 606/yo

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045979



821.133.1-3 = 112.2

~~M 144 82/yo~~

Akc. W 1 09/02

Rachilde
von Max Bruns



ROSZ ist unter den Menschen nur der Dichter, der Priester und der Soldat: der Mensch, welcher singt, der Mensch, welcher segnet, und der Mensch, welcher opfert und sich selber opfert. Der Rest ist für die Peitsche gemacht." Dieser hochfahrende Satz, aus dem Geist de Maistres in Baudelaireschen Stil gegossen, könnte Rachilde mit Stolz erfüllen, denn die Dichterin hat einen Soldaten zum Vater, und der Ahnherr ihrer Mutter war ein Priester, der spanische Groß-Inquisitor Dom Fajtos. Schon seit dem dreizehnten Jahrhundert war die Leitung der Inquisition bekanntlich den Dominikanern anvertraut (1232 durch Gregor IX.), und so gehörte auch Dom Fajtos dem Orden an, dem Thomas von Aquino, Eckardt, Tauler, Suso und Savonarola entstammen. Und wie unter den Dominikanern oft Zweifel an der unbefleckten Empfängnis geherrscht haben, so hat auch jener Großinquisitor offenbar an fleischliches Gelüst geglaubt; denn mit seiner Geliebten Maria Libeira Sandoval zeugte er einen Bastard, der François-Marie Fentaud geheißen ward. François-Marie wurde Notar, ließ sich im Périgord nieder und verband sich mit einer Demoiselle Brantôme, die seinen Besitz um große Ländereien meherte. Rachildens Urgroßvater war Kanonikus an der Kathedrale Saint-Front zu

Périgueux. 1790 erlebte er das Gesetz über die weltliche Stellung des Klerus und hing alsbald die Kutte an den Nagel, um Rechtsanwalt und Familienvater zu werden. Seine Beerdigung auf öffentliche Kosten und seine Grabschrift — „Dem Anwalt der Armen das dankbare Volk“ — bezeugen die Beliebtheit, die er bei seinen Mitbürgern genoß. Die Bauern freilich sollen ihn nicht gern gesehen haben. Unter ihnen ging das Gerücht, daß dieser Mann ein „Werwolf“ sei.

Des Anwalts jüngster Sohn ward politischer Tageszeitungsteller und zugleich ein überzeugter Spiritist. Er hieß Urbain Fentaud. Seine Tochter wird als ein empfindsames, melancholisch veranlagtes, übrigens auch recht musikalisches Mädchen geschildert. Und ihr Gatte ward natürlich ein Mann von ungestümem, gebieterischem Wesen: Monsieur Eymeri, Offizier der Afrikanischen Armee. Als sein Weib ihrer Entbindung entgegensaß, erwartete er von ihr wie eine Selbstverständlichkeit, daß sie nur einen künstigen Krieger gebären dürfe; aber am 11. Februar 1860 brachte sie ein totblässes, kümmerliches Mädchen zur Welt.

Das Haus, in welchem Rachilde in jener finsternen Winter-Mitternacht geboren ist, lag zwischen Château-l'Évêque und Chancelade, nicht weit von Périgueux, und ward Le Cros — das „Loch“ — genannt. Das Erdreich ringsumher war feucht und sproß von einem geilen Pflanzenleben.

Überall breitete sich Immergrün, klomm Efeu, schwang wilder Wein sich empor, und Trüffeln wucherten zwischen dem Wurzelwerk der Pappeln und der Nussbäume. Durch das Gewirr rot blühenden Fingerhuts schwänzelten die feuchten Salamander, und Frösche und Kröten suchten den weidenbeschatteten sumpfigen Teich, der vor dem Hause dunkelte, von Schilf und Teichrosen bewachsen. Hier war der Boden von einer verhängnisvollen Fruchtbarkeit für alles, was nächtig war, beklemmend und lichtscheu: hier konnte man es lernen, „Gespensterfallen“ zu graben . . . Die tiefen Eindrücke, die der Geist des Kindes von diesem großelterlichen Besitztum empfing, sind für Rachildens Schaffen bestimmend geblieben: die „Nachtansichten der Natur“ haben sie stets vor allem anderen beschäftigt, und wenn Baudelaire einmal sagt, daß in den Schöpfungen der Künstler eigentlich immer nur das ausdrucksmächtig gewordene Kind sich ausspreche, so trifft das gewiß auf unsere Dichterin völlig zu.

Margueritens Kinderzeit hatte viel Unstütes, Zerrissenenes: Im Wechsel der Garnisonen durchquerten die Eymerys ganz Frankreich. Die Erziehung der Kleinen war hauptsächlich ihrer Amme anvertraut, die aber selbst nicht einmal lesen konnte. So wirkte das ewig blasses, schweigsame Kind mit acht Jahren zum Missvergnügen der Eltern noch recht zurückgeblieben.

Dann kam der Krieg mit Preußen. Der

Vater zog ins Feld, und Marguerite ward in das großelterliche Haus gebracht. Und als der Friede geschlossen war, kam auch der Vater nach Le Cros. Den Frieden freilich brachte er nicht mit: Es bestand eine ewige Spannung in der Familie und die Tage verflossen in Unerquicklichkeit. Marguerite wuchs auf wie ein Wildling, gleichgültig gegen Schulstunden und Klavierlektionen, genährt von den beängstigenden Träumen, die im sumpfigen Walde spröhten. Und der Großvater hing seinen spiritistischen Neigungen nach. Von Zeit zu Zeit sah das alte Haus jene „Séancen“, die man in der „Princesse des Ténèbres“ von der Enkelin aus treulichem Gedächtnis geschildert findet.

Eymery hatte seinen Dienst aufgegeben, um sich der Ausnutzung des schwiegerelterlichen Grundbesitzes zu widmen. Und die Tochter erhielt eine fromme Erzieherin, von der sie vor allem biblische Geschichte lernte. Aber es fehlte dem Kinde an Büchern, und das heißt: es fehlte seiner nervös-frühreisen Phantasie an Lenkung – an Ablenkung sogar. Mit traumwachen Augen blickte sie ins Leere, suchend und harrend. Daz man doch ein Theater haben könnte: Stundenlang auf einem Platz zu sitzen und eine ganze wunderbare Welt sich aufzutun zu sehen! Ihr Theaterplatz war das Fenster ihrer Kammer, und die ewig gleiche Szenerie bot vor dem Hause der Teich. Und eines Nachts belebt sich diese Szene: das Kind glaubt undeut-

lich dort etwas Starres aufleuchten zu sehen; ein fließendes Gesicht mit leerem Ausdruck, einen Arm, in unheimlicher Reglosigkeit gereckt. Das war ‚der Ertrunkene‘! Er war eine Erscheinung, ein Traumbild; und bald wurde er ein Alb, ein böser Geist, der ihre Nächte ängstete.

Marguerite begann zu schreiben; Verse und kleine Erzählungen und Legenden. Etwa zwölf- oder dreizehnjährig schickte sie an eine heimische Zeitung ihr erstes Manuskript: die Legende von der Erschaffung des Kolibri. Dem Vater aber schien es gut, das Gedankenleben der Tochter gewaltsam in andere Bahnen zu lenken: Bierzehnjährig ward sie vor dem Pfarrer verlobt, damit sie in einer Vernunftslehre Vernunft annehme. Da aber kehrte Marguerite dem elterlichen Hause mit seiner standesgemäßen Vornehmheit und seiner ihr töricht erscheinenden Korrektheit eigenwillig den Rücken und wandte ihren Schritt den alten Weiden zu . . . und dem finsternen Teiche dazwischen, aus dem der Ertrunkene ihr so oft schon gewinkt hatte! Und nun wußte der Vater, daß nichts zu ändern war an dem Entschluß seiner Tochter: zu träumen und ihre Träume zu gestalten. Auch war das ja noch Tieferes als ein Entschluß: es war Berufung.

Jetzt begann auch die Zeit ihrer ersten, gierigen Lektüre. Die großväterliche Bücherei umfaßte wohl dreitausend Bände und mehr. In schönem, handverziertem Leder lockte vor allem der

gesamte Voltaire — und man wird annehmen dürfen, daß auch andere Freigeister des achtzehnten Jahrhunderts hier stark vertreten waren. Marguerite sog sich voll von ihrer Ironie, die sie schon damals ziemlich gut verstanden zu haben behauptet. Gegen ihre unheilvolle Traumseligkeit war das gewiß ein gefährliches und obendrein ein nicht sehr wirksames Gegengift. Immer bleicher und fremder ging sie durch das Haus; sie wurde mondkrank, und wenn das Bild des Ertrunkenen wieder vor ihr auftauchte, so beschlichen sie verlockend Sterbegedanken. Sie stürzte ein Glas mit einer giftigen Lösung hinunter und wurde nur durch hartnäckige Bemühungen gerettet. Doch ebenso hartnäckig blieb ihre Abneigung gegen jede Teilnahme an dem Leben, wie es um sie her geführt wurde; bisweilen wütete sie geradezu gegen ihre Familie und behandelte die Dienstboten mit der Peitsche. Unerfüllbare, ja ihr selber unerfassbare Wünsche und Neigungen beherrschten sie. Des Nachts durchstreifte sie die Wälder um Le Cros, und auch bei Tage suchte sie einsame Begenden auf und watete mit seidenen Schuhen im weich sich schmiegenden Schlamm, wenn sie nicht daheim an erregenden Düften und kosmetischen Essenzen sich berauschte.

Die Eltern wußten dem allen nur Heiratspläne entgegenzusetzen. Aber die Tochter liebte den Ton der jungen Offiziere nicht; bald klang er ihr zu fade und bald zu roh. Von allem,

was sie umgab, interessierten sie einzig die spiritistischen Sitzungen, die mit den Jahren noch häufiger geworden waren. Und um den Reiz dieser Stunden zu erhöhen, erfand Marguerite sich einen mittelalterlichen schwedischen Edelmann, der als Klopfsgeist am drehenden Tisch die wunderbarsten Geschichten zu erzählen wußte. Sie gab ihm auch einen Namen: Rachilde hieß er. Rachilde erzählte von gewagten Liebesabenteuern und tat es mit kühnem Lächeln, bisweilen auch mit bitterer Spottsucht. Gleichzeitig sandte 'Rachilde' Novellen und Phantasien an alle Zeitungen der Gegend; Tod und Teufel und Telepathie spielten darin eine große Rolle. Einmal ist sie dem Teufel auf der Straße in Périgueux begegnet und hat ihn 'interviewt', genau wie Baudelaire es in Paris getan hatte. Einige ihrer Überschriften von damals lauten: Des Totengräbers Braut; Der Pate des Mondes; Die gelbe Katze; Ein Winkel der Hölle; Der Totenbein-Fächer.

So war sie also 'Schriftstellerin' geworden, und ihr nächstes Streben galt den Zeitungen und Revuen der Hauptstadt. Die Mutter machte mit ihr die notwendig erscheinende Reise nach Paris. Es wird uns nicht berichtet, mit welchen Empfindungen sie es tat; sehr wahrscheinlich mit den Empfindungen – einer Mutter. Ich denke wohl: sie hatte einen schlicht gerichteten, ergebungsvollen Geist und fühlte nur die Notwendigkeit, daß ihrer

Tochter irgendwie geholfen werden müsse. Marguerite aber streifte mit ihren Mädchenkleidern den Staub der Redaktionsfußböden und legte überall ihre Mappe heimatlicher Zeitungen und Ausschnitte vor. Immer noch witterte die Fünfzehnjährige, wo sie ihren Boden, ihr vorbestimmtes Lebens-element zu finden vermöchte. Victor Hugo rief ihr ein „Mut, liebes Fräulein!“ zu, das sie sehr stolz und glücklich machte.

Inzwischen geschah denn eines Tages das Unausbleibliche, daß ihre Eltern ihr Hab und Gut verkauften und für ihr ferneres Leben ausseinandergingen. Marguerite, nunmehr Rachilde, nahm von ihrem Vater den Starrsinn mit und die Kunst des Fluchens und des Zigarettenrauchens. Im übrigen hatten sie und die Mutter nunmehr vor allem auf den Gelderwerb Bedacht zu nehmen. Madame Eymery, „deren feine Hände“ – so schreibt die Tochter – „rauh werden und deren Handschuhe zerreißen, weil sie dreizehn Sous kosten,“ gibt Klavierunterricht bei Leuten „ohne Geburt“, und Mademoiselle tritt abermals ihren Rundgang durch die Redaktionsbureaus an. Aber sie muß es empfinden, daß sie nicht mehr als wohlhabendes junges Mädchen aus guter Familie im Wagen vorsfahren kann, hinter sich den Schutzgeist eines französischen Obersten, der schamlose Deutlichkeiten durch eine Forderung strafen könnte; sie, die nichts mehr hat als ihren Stolz, sieht eine Welt voll Unsauberkeit sich vor

ihr auftun, und sie ist keinesfalls geneigt, ihren Stolz als Einstatz hinzugeben, um in diesem Spiele ihre Rolle mitzuspielen.

So beginnt das Elend in Rachildens äußerem Dasein. Sie weiß nichts dawider zu tun als zu arbeiten. Unter dem, was die Siebzehnjährige schrieb, befindet sich auch ein Aufsatz über Gustave Moreau. Achtzehnjährig schrieb sie den Roman „Monsieur de la Nouveauté“, und es gelang ihr, ihn in der „Estafette“ veröffentlicht zu sehen.

In jener Zeit lernte sie auch Catulle Mendès kennen, den berühmten, verführerischen Catulle. „Sie liebte ihn nicht, aber hätte ihn lieben sollen;“ dies ihre Worte. „On n'est pas la maîtresse de Catulle lorsqu'on a une valeur quelconque.“ So drückt sie sich in ihrer kleinen Lebensbeichte aus, die sie später ihrem Roman „A mort“ vorangestellt hat. Sie ward also nicht die Beliebte Catulles, und der Doktor Lassègue mußte kommen, um das erstaunliche Problem einer Hysterie zu studieren, „die in einer lasterhaften Umgebung beim Paroxysmus der Keuschheit angelangt ist“.

Zwei Monate lang lag Rachilde mit gelähmten Beinen; dann genas sie in der mütterlichen Pflege, langsam kehrte Leben und Bewegung ihr zurück. Als sie zum ersten Male von ihrem vierten Stockwerk sich wieder hinunterschleppte, brauchte sie eine kleine Stunde, um bis zur Haustür zu gelangen.

Und wieder verfolgt sie mit unverminderter

Hartnäckigkeit ihr altes Ziel: durch schriftstellerische Tätigkeit sich eine unabhängige Existenz zu schaffen. Einige Sous zahlt ihr die „Chronique parisienne“ für regelmäßige Modeplaudereien.

Eines Abends trat sie in ein Café, in dem es nach Bier, Zigarrenqualm und Unsauberkeit roch. In diesem beklemmenden Schenkendunst — wo waren die Tage der kostbaren Parfüms in den Gemächern von Le Cros? — traf sie Gruppen junger Literaten, Neurotiker wie sie, jedoch „besser in sich ausgeglichen“: Jean Moréas, Laurent Tailhade, die beiden Margueritte, Verlaine, de Guaita, Jules Renard und andere. Diese wurden ihre Kameraden; und diese literarische Kameraderie ward nun ihr geistiges „Milieu“.

Aber die Lebensfrage, die nackte Daseinsfrage war immer noch nicht gelöst. Es kamen die Tage der äußersten Dürftigkeit. Jetzt galt es, sagt die Dichterin selbst, entweder lustig sich in die Gosse werfen oder aber innerhalb zweier Wochen jenes Aufsehen erregende Buch schreiben, das sich „Monsieur Vénus“ betitelt.

Schon nach dem „Monsieur de la Nouveauté“ hatte Arsène Houssaye über die Dichterin geschrieben: „Man wird sich fragen, wie es ihr möglich gewesen ist, das Schauspiel der Welt so gut zu beobachten. Auch das ist das Vorrecht des Weibes, daß es die Leidenschaften nicht selber durchzumachen braucht, um sie kennen zu lernen. Die jungen Mädchen, die im Sacré-Coeur sind,

haben ein zweites Gesicht und erstaunen bei ihrem ersten Eintritt in die Welt über nichts. Sie haben alles geahnt und erraten.“ Und der kundige Autor fährt fort, mit den Männern sei es ganz anders; die müßten ihre Romane gelebt haben, damit sie wahr zu sein vermöchten. In dieser Fassung sind die Worte Houssayes gewiß nicht richtig; sie sind eine klingende Phrase von echt französischer Prägung, die an der Wahrheit vorbeitönt. (Sie bedarf der Resonanz der Wahrheit nicht, sie hat Klang in sich selber: durch ihre Stilisierung; das ist das typisch Französische an dieser Maxime.) Auch wüßte wohl niemand zu sagen, ob nur so viel an diesem Ausspruch richtig ist, daß im allgemeinen die Schriftstellernden Frauen mehr aus ihrer Phantasie, die Männer mehr aus persönlichem Erleben schöpfen. Eine Frage des Geschlechts darf hier jedenfalls gar nicht konstruiert werden; hier handelt es sich einzig um Künstler- oder Literatentum. Der Künstler ist stets auf der Hut vor dem tatsächlichen Erlebnis, indes der Literat zum besten seiner kümmerlichen Produktivität es oftmals geradezu auff sucht. Der Kunst liegt das reale Erlebnis ferner: das Traumerlebnis liegt ihr näher. Denn Kunst ist die magisch bannende Gestaltung eines Traumgeschauten; und gerade die Realität des Erlebnisses muß der Gestaltende vergessen, er muß es in die Sphäre einer höheren Wahrheit heben, als die lächerlich geringfügige Tatsache des bloßen Vorgefallenseins sie je bedeutet. Die

Tatsache an sich ist banal — also direkt kunstfeindlich. Ein Roman darf erlebt sein, äußerlich erlebt, aber der Autor läuft dann leicht Gefahr, mehr Sozialgeschichte und Moralliteratur zu liefern, als Kunst zu schaffen. Also wird der Künstler nie des Erlebnisses bedürfen und nie es suchen. Gewiß reisen etliche „moderne“ Schriftsteller von Erdteil zu Erdteil und schreiben unterwegs exotische Geschichten. Wollen wir das beileibe nicht, so laut es im Augenblick beschrien werden mag, mit Kunst verwechseln! Welch eine Plattheit, Welch ein Ließstand, den indischen oder nordafrikanischen Erlebnissen eines globetrottenden Literaten irgendwelchen erhöhten Reiz zubilligen zu wollen gegenüber den Träumen, die ein Rembrandt in der Judengasse zu Amsterdam als ein Magier hammt! — Das Weib braucht äußerlich nichts zu erleben, sagt Houssaye und trifft das Richtige nicht. Richtig aber ist das Wort Poes: Der Künstler braucht nichts Äußeres zu erleben, um es kennen zu lernen, da er von allem Menschlichen die „angeborene Erfahrung“ besitzt. Die angeborene Erfahrung! In diesem tiefen Gedanken reichen zwei große Künstler und tiefe Denker zugleich, reichen Platon und Poe sich über Zeiten und Länder hinweg die Hand.

Rachilde besaß von dieser angeborenen Erfahrung erstaunlich viel; das heißt aber: sie besaß eine der wichtigsten Vorbedingungen zur Dichterin. Kritik und Publikum sind immer wieder außer sich gewesen über dieses wissende junge Mädchen,

das ohne Scham die Geheimnisse der Geschlechter kannte und sie aussprach.

Tatsächlich ist es beispiellos, wie kühn in „Monsieur Vénus“, dem Werke, das sie 1884 an die Öffentlichkeit brachte, die Typen eines Mann-Weibes und eines Weib-Mannes zu einer unerhört pervertierten Handlung gegeneinander gestellt sind. Nur dem naiven, keuschen, welt-unerfahrenen, phantasiebeseelten Künstler kann es begegnen, ein derartiges Werk getrost in Druck zu geben. Nur er besitzt das unerschütterliche Vertrauen — das auch einen Baudelaire im Hinblick auf seine „Fleurs du Mal“ erfüllte —: daß die Kunst eine rein geistige Domäne sei, in der man unter Aristokraten sich bewegt! Und wahrhaftig: hat der naive Künstler nicht unwiderleglich recht? Soll der Mensch auch für seine Träume verantwortlich sein? Und wem? Der staatlichen Gerichtsbarkeit?! Der Künstler, der es selbst aufs intensivste durchlebte, hat an seinem Werke nicht Schaden genommen: Soll ihm auch nur der Gedanke kommen, der seelisch unbeteiligtere Leser vermöchte sich durch das Buch zu schädigen? Oder soll er es ganz in der Ordnung finden, daß der geistig Höherstehende zum äußerst fragwürdigen Nutzen für einige Unreife in seiner Lebensäußerung gehemmt werde? — So hat Rachilde „Monsieur Vénus“ drucken lassen.

Der ‚Skandal‘ blieb nicht aus. Wieder nahm man, wie auch schon im Falle Baudelaires,

das Kunstwerk für ein persönliches Bekenntnis und beschimpfte mehr als die Dichterin das Weib, das junge Mädchen, von dessen Persönlichkeit man sich eine unsinnige Vorstellung, ein Zerrbild mache. Denn nichts Freches, Herausforderndes war an ihr. Jean Lorrain hat für Wihstler die folgende Schilderung von ihr entworfen: „Ich fand ein Pensionsmädchen von gemessenem, zurückhaltendem Wesen, sehr blaß allerdings, aber von der Blässe einer eifrig lernenden Pensionärin, ein richtiges junges Mädchen, etwas zart und schwächlich, mit beunruhigend kleinen Händen, mit dem ernsten Profil eines griechischen Epheben oder eines liebenden jungen Franzosen . . . und Augen — o! die Augen! lang, lang, beschwert von unwahrscheinlichen Lidern und klar wie das Wasser, Augen, denen jegliches Wissen fremd ist, so daß man glauben möchte, Rachilde sehe garnicht mit diesen Augen, sondern hinter der Schädeldecke habe sie ein paar andere . . .“

Diese ‚anderen‘ Augen empörten eine gewisse Art von Lesern; diese Augen, die dreiundzwanzigjährig schon mehr gesehen und erkannt hatten, als je der Alltag offenbart. Tief und fast qualvoll scharf hatten sie in die geheimnisvollen Abgründe der Geschlechtsbeziehungen geblickt, geweitet von dem sehnüchtigen Verlangen, das Banale hinter sich zu lassen. „In der Befriedigung der Sinne sind sie alle gleich vulgär . . . Gott hätte die Liebe auf der einen, die Sinne auf der anderen

Seite erschaffen sollen," meint die Autorin. „Opfern wir doch die Sinne hin, das Vieh!" Hier finden wir den hochfahrenden Sinn des Kriegers mit dem Mystizismus des Priesters vereint; und eine seltsame Phantasie entsteht daraus: das Bild eines herrisch stolzen Weibes, das sich ein menschliches Wesen erkaufst, „in welchem sie den Mann verachtet und die Schönheit anbetet"; denn „die Schönheit einer menschlichen Gestalt kann unmöglich das Verlangen erregen, durch eine Ewigkeit von Torheit sich mit ihr zu verkuppeln". Einzig die Sehnsucht hat dieses junge Weib dahin gebracht, die Sehnsucht nach dem au-delà der Sinne, der Baudelaire'sche „*goût de l'infini*". „Eins von jenen Geschöpfen, die sich empören bei der Vorstellung, eine verarmte Rasse fortzupflanzen oder eine Lustempfindung zu gewähren, die sie nicht teilen werden: so trete ich vor euer Tribunal, von meinen Schwestern abgesandt, euch zu erklären, daß wir sämtlich das Unmögliche verlangen – so schlecht versteht ihr uns zu lieben!" Einen „stolzen Weisen" nennt sie ihr Herz, und sie bekennt: „Ich habe mich stets allein gefunden, wenn ich zu zweien war." Und: „Man ist nicht schwach, wenn man im Strudel der Wollust Herr seiner selbst bleibt." So ist diese Raoule de Bénérande, diese Liebhaberin des Monsieur Venus, ihrerseits eine Madame Diane. Sie flüchtet ihre Liebe in ein seltsames Land; „dieses Land ist das der Narren, aber darum wohnen doch keine Dumm-

köpfe darin; in diesem Lande träumt man — und das genügt, um zu existieren.“

Fraglos ist „Monsieur Vénus“ ein typisches Buch; darin allein liegt seine unbestreitbare Bedeutung. Przybyszewski, der das moderne Individuum analysierte, hat gezeigt, wie das Geschlecht sich das Gehirn geschaffen, wie das Gehirn sich dann auf Kosten des Geschlechts gemästet hat und wie es heute im Begriff ist, das Geschlecht ganz zu vertilgen und für sich selber seinen Rang zu usurpieren. Das ist unzweifelhaft richtig, und nicht die unedelsten Geister sind es, auf welche diese Analyse zutrifft. Rachilde gehört zu ihnen. Ihr Schaffen, ihr ganzes Wesen und Wirken ist ‚cerebral‘. Und früh hat sie das selber schon gewußt. In „Monsieur Vénus“ heißt es von der Helden scharf und klar: „Bei ihr ersetzte die Cerebraltätigkeit fast stets die tatsächlichen Begebenheiten; wenn sie einen Augenblick der Leidenschaft nicht leben konnte, so dachte sie ihn, und das Ergebnis war das gleiche.“ Und im selben Sinne spricht auch der Arzt in dem Buche von ihr: „Sie kennt das Laster nicht, aber sie erfindet es!“

Maurice Barrès hatte also recht, wenn er der jungen Dichterin den Namen „Mademoiselle Baudelaire“ beilegte. Aber auch das äußere Schicksal des Buches sollte dem der Baudelaireschen „Fleurs“ bald ähnlich werden. Man zog die Dichterin samt ihrem Verleger zur Rechenschaft

vor das Gericht, und sie mußten sich zu einem Jahr Gefängnis und einer Buße von zweitausend Francs verurteilen lassen! Übrigens war Brancart in Brüssel ihr Verleger, und die Verhandlung fand demnach vor der Brüsseler 'Chambre correctionnelle' statt. Rachilde aber, die Französin, hat aus Anlaß jener Verhandlung die Landesgrenze überhaupt nicht überschritten. Einer der neunzehn Anklagepunkte bezog sich darauf, daß sie „ein neues Laster“ erfunden habe. Verlaine gab ihr den Trost: „Der Erfinder eines neuen Lasters würde der Wohlträger einer neuen Menschheit sein! Beruhigen Sie sich, Kleine: Sie haben überhaupt nichts erfunden.“ In der Tat hatte sie nur etwas Vorhandenes aufgedeckt, hatte ausgesprochen, was auch von etlichen anderen schon empfunden war und was inzwischen immer offenkundiger geworden ist: daß in neuerer Zeit die seelischen Kennzeichen der Geschlechter zu schwanken begonnen haben, daß sie in manchen Fällen gar schon einen Austausch eingegangen zu sein scheinen. Das literarische Dokument, das diese Erscheinung früh schon festgehalten hat, ist das Buch dieses dreiundzwanzigjährigen Mädchens: „Monsieur Vénus“. Es wird berichtet, daß Ludwig II. von Bayern, der schon 1877 für die Novelle „Die Liebe des Platon“ von Sacher-Masoch sich leidenschaftlich entzückt haben soll, auch „Monsieur Vénus“ besonders wert gehalten habe; und nach den oben mitgeteilten Anführungen wird man das ohne weiteres glauben.

Rachilde hatte also einen bedeutsamen Schritt getan auf dem Wege des Künstlers, dessen Ziel es immer ist: sich selbst zu finden. Nun lag es ihr ob, in ihrer Persönlichkeit, in ihrer Kunst sich zu festigen. Sie selber fand sich ja bisher zu wenig „ausgeglichen“; das seelische Bild, das sie uns darbot, hatte mannißfach wechselnde Züge — Züge von Traumversponnenheit, Müdigkeit, Ekel und Weltflucht neben Lebensintensität und Da-seinswillen. Oder nein: nicht eigentlich neben einander fanden wir diese Züge, mehr nach einander boten sie sich uns. Und dieses Nacheinander bedeutet ein Fortschreiten von Krankheit zu Gesundung bei Rachilde. Denn fraglos war sie als Kind, als junges Mädchen krank und die mütterliche Sorge nur allzu berechtigt gewesen. Man wird bei einem Rückblick über ihre Jugendgeschichte nicht übersehen können, daß sie ausgeprägte Merkmale von Hysterie erkennen ließ. Aus disharmonischer Ehe hervorgegangen und von einer offenbar ein wenig schwächlichen Mutter als äußerst lebenszartes Kind geboren, zeigt sie sich schon früh auffallend sensibel und phantastisch veranlagt. Eine sorgfältige Beaufsichtigung und Erziehung wird ihr nicht zuteil; vielfach ist das stets krankhaft bässe und scheue Kind den Dienstboten überlassen. Aber das Treiben der Köchinnen und Burschen stößt Marguerite ebenso ab, wie nachmals der Verkehrston bei den Zusammenkünften der Standesgenossen ihres Vaters ihr

immer unangenehm gewesen ist. Ihrer zarten Natur widerstreben Roheit und Derbheit. In der Einsamkeit, der gefährlichen Einsamkeit von Le Cros hat sich ein unbeugsamer Eigensinn in ihr ausgebildet, der ihre erzieherische Behandlung für die Eltern noch schwieriger macht. So gibt man ihr schließlich eine Erzieherin, eine bezahlte Fremde. Und Marguerite vereinsamt nur noch mehr. Dämmerzustände treten auf, in denen Tag- und Nachtleben, Phantastik und Wirklichkeit ihr ineinanderquellen. Sie glaubt Sinnestäuschungen zu erfahren; Träume nimmt sie wie Erlebnisse hin. Solch eine „traumartig halluzinatorische Episode“ (Raetke) in ihrem Kinderleben, die sie lange verfolgt, ist „der Ertrunkene“. Die innerlichen Bedrängnisse und Angstgefühle treiben sie hinaus: auch das triebartige Umherschweifen, das für gewisse Fälle von Hysterie so charakteristisch ist (Jolly), fehlt nicht in ihrem Krankheitsbilde; sie erreicht die Grenze des Somnambulismus und überschreitet sie gar. Aus ihrer Absonderung von den nächsten Verwandten tritt sie nur heraus, um an den spiritistischen Sitzungen sich zu beteiligen. Verhängnisvoll! „Wenn man auch nicht sagen kann, daß jeder, der ein Anhänger des Spiritismus ist, a priori ein psychopathisch minderwertiger Mensch ist, so zeigt sich doch bei genauerer Betrachtung, daß die Psychopathen ein großes Kontingent zu den Anhängern des Spiritismus stellen, und daß irgendwie disponierte Personen

durch die Teilnahme an spiritistischen Sessionen und Manipulationen (Psychograph) leicht schweren Schaden an ihrer Gesundheit nehmen können" (Henneberg, Cramer). In der Tat hat das hysterische Leiden Margueritens sich denn auch verschlimmert: Wir beobachteten weiterhin melancholische und manische Zustände; Selbstmordideen und bezeichnenderweise wohl nicht sehr zweckmäßig durchgeführte Selbstmordversuche wechselten mit Wutanfällen. Auch ihre hysterischen Liebhabereien lernten wir kennen: die Kosmetika und die Parfüms und die seidenen Schuhe, die sie vom weichen Schlamm umschmiegen ließ. Und in diesem Zusammenhange darf wohl auch bemerkt werden, wie gern die sensiblen Heldeninnen der Rachilde Rosenblätter in den Mund nehmen, sie zerkaufen und essen. Dazu spielen, wie gleichfalls hier erwähnt sein mag, in ihrem Vorstellungslieben die Tiere eine große Rolle; vor allem schwarze Kater und weiße Vögel. Auch dieser Zug kehrt übrigens in ihrem Schaffen ständig wieder: Selten wohl ist ein dichterisches Werk so reich an Tiergestalten und Tierepisoden wie das ihre; es ließe sich darüber eine ganze Abhandlung schreiben, und ich glaube, daß man diese Eigentümlichkeit mit gutem Grunde zu der hysterischen Veranlagung der Dichterin in Beziehung bringen dürfte. — Zuletzt, in Paris, tritt dann die körperliche Äußerung des Leidens auf: die motorische Parese. Hier aber setzt auch die Ge-

nesung ein. Die Krankheit, die auf endogen prädisponiertem Boden in Einsamkeit und Unbeschäftigtigkeit zum Durchbruch und zu steigernder Entfaltung gekommen war, wlich den gegenteiligen Einflüssen: der Arbeit, dem Ringen ums Dasein in der Weltstadt. In der Literatur fand die Dichterin eine Ableitung für die Hypersensibilität ihres überladenen Innenlebens: das ist der Wert ihrer ersten Bücher für sie; und wäre es ihr einziger Wert, so dürfte er an dieser Stelle doch nicht übersehen werden.

Um die Autorin des „Monsieur Vénus“ bildet sich nun ziemlich rasch eine ‚Legende‘. Sie sei eine ‚Amazone‘ von herrischem und phantastischem Wesen, ein extravagantes Sportsweib; inmitten eines Kreises überspannter Literaten könne man sie in männlicher Kleidung in Künstlerkabarets antreffen; ein Conférencier, der sich unflätige Beleidigungen gegen sie erlaubt habe, sei in öffentlichem Saale von ihr persönlich abgestrafft und geohrfeigt. Von alledem wird nicht viel abzustreiten sein; das Wichtigere aber war, daß sie ernstlich arbeitete und dadurch ganz andere Leute auf sich aufmerksam zu machen begann als die Maulaffen der Literatur. Wie Hugo und Houssaye und Verlaine sie schon ermutigt hatten, so trat nun auch Jean Moréas für sie ein, dem sie als „eine Leoparden von durchaus heraldischer Haltung“ erschien, und gar des strengen Barbey d’Aurevilly Auge ruhte auf der kunstbesessenen, erglühenden Novize mit zärtlicher Freude.

So sind die Jahre des literarischen Ringens für sie gekommen. Rachilde hat sie wacker genutzt, sie hat sich ganz der Arbeit hingegeben und in den zehn Jahren von 1884 bis 1893 wohl fünfzehn Bücher veröffentlicht. Gewiß schienen in unglückseliger Fülle alle Bedingungen gegeben zu sein, ihr Talent zu verderben und sie im großstädtischen Literatentum zugrunde zu richten. War sie ein „neuer Typus“, eine „interessante Persönlichkeit“ – und dazu noch eine „Schriftstellernde“ Frau: so lag die Gefahr sehr nahe, daß sie mit der Pflege dieses Typs selbstliebend sich beschäftigen und daß sie mit jener weiblichen Naivität ihn „verkündern“ würde, der immer Stoff und Inhalt das einzig Wichtige sind, der nie die große Offenbarung sich eröffnet, die den Meistern Gautier, Baudelaire, de Goncourt, Flaubert kundgeworden war und die, ihnen allen voran, schon 1822 Chateaubriand in sein Memoirenwerk „d’où tombe“ mit den Worten eingetragen hatte: „Man lebt nur durch den Stil fort; vergebens lehnt man sich gegen diese Wahrheit auf.“

Stand Rachilde fest genug in der Tradition der großen französischen Meister, um zu wissen, daß es im künstlerischen Schrifttum sich nicht darum handelt, seine Gedanken mitzuteilen, sondern sein Empfinden und Schauen zu gestalten, (wie auch Goethe es lehrte: „Bilde, Künstler; rede nicht!“)? Zunächst kehrt noch häufig, und wohl geradezu bedenklich häufig, das Bildnis und

Gleichnis ihrer selbst in ihren Büchern wieder: das Weib, das als isolierte Persönlichkeit sich aus den überkommenen sozialen und moralischen Bedingungen bewußt heraushebt und, möchte man sagen, leidenschaftlich ihrer Kälte lebt, ihrem Stolz, ihrer Unnahbarkeit, ihrer ans Grausame streifenden Verachtung. Aber Rachilde erfaßt diesen Typ doch immer objektiver und stellt ihn hin mit merklich wachsender Gestaltungskraft.

1885 veröffentlichte sie den Roman „*Nono*“, 1886 „*La Virginité de Diane*“, 1887 folgte gar eine psychologische Studie unter dem Titel „*La Marquise de Sade*“.

Liest man in diesem ominös benannten Buche nur das Einleitungskapitel, so bemerkt man, wie Rachilde in wenigen Jahren an künstlerischer Ausdruckskraft sich bereichert hat. Die kleine, zarte, schmächtig-geschmeidige Mary, „une fille de militaire“, wird von ihrer Erzieherin in eine ländliche Schlächterei mitgenommen, und ohne daß die Erwachsenen es ahnen, wird sie Zeugin des Schauspiels, wie ein gewaltiger Ochse von den Männern mit wuchtigen Hieben betäubt und dann abgeschlachtet wird. Ihre reizbaren Nerven empfinden den furchtbaren Schlag, mit dem das Tier gefällt wird, als habe er sie selber ins Genick getroffen, und bei dem blutigen Anblick des verendend zuckenden Fleisches sinkt das kleine Mädchen lauflos in Ohnmacht. Aber als sie daraus erweckt wird, sitzt der heftige Eindruck,

den sie von dieser Schlachtscene empfing, für immer tief in ihrem Geiste fest! Und der Schlachter erklärt der Erzieherin: „Als ich selber so alt war wie Ihr Fräulein da, hätte ich nicht ein Hühnchen abgeschlachtet.“ „Und ich!“ fügt der Geselle hinzu, dessen Arme noch dampfen, „wenn man mir nur gesagt hätte, daß meine Haut zerschunden sei, ich hätte geheult, ohne es überhaupt zu fühlen.“

Hier offenbart sich eine Expositionskraft, die sich an Zola geschult zu haben scheint. Und es sei gleich hier bemerkt, daß diese Fähigkeit, einen Roman, oder sei lieber direkt das Wort gewählt: eine psychologische Studie zu exponieren, von der Autorin stets mit besonderer Sorgfalt gepflegt worden ist. Ihre Hauptgestalten sind ja gleichsam Monomanen, Besessene, die ganz im Banne einer bestimmten Idee, einer ungewöhnlichen, ihnen selbst freilich durchaus naturgemäßen Grundansicht vom Leben stehen. Demgemäß setzt die seelische Analyse der Dichterin – das heißt aber zugleich fast stets die ganze Knüpfung und Fortführung ihres Romans – immer wieder mit dem Augenblick ein, in welchem das verhängnisvoll vorbereitete Gehirn ihrer Menschen den entscheidenden Anstoß empfängt, der ihrem ganzen fernerem Schicksal die unausweichliche Richtung gibt. Sie arbeitet gleichsam mit einem Leitmotiv, das anfangs hier und da auftaucht, dann stets wieder aufs neue anklingt, immer bedeutsamer heraufbegeht und immer hartnäckiger sich behauptet, um schließ-

lich das Finale völlig zu beherrschen. In solchem Verfahren ist die Autorin geschickt; und ich möchte in dieser Art zu arbeiten eine gewisse 'zeichnerische' Fähigkeit geäußert finden: die Fähigkeit der zielbewußten Führung einer Linie. Auf seiner höchsten Stufe freilich müßte der künstlerische Roman doch wohl noch mehr leisten; nicht wie eine mehr oder minder saubere Zeichnung müßte er wirken, sondern wie ein umfassendes architektonisches Gefüge, welches dem Auge eine Vielheit von Linien bietet, deren jede, sowohl für sich betrachtet wie auch als Bestandteil des Ganzen, ihre bedeutsame Schönheit besitzt. Als Vorbild solcher architektonischen Komposition darf Flauberts „Salammbo“ gepriesen werden.

Man kann vermuten, daß die zeichnerische Ausführung einer psychologischen oder vielmehr zumeist psychopathischen Studie die Werke Rachildes dem Schaffen Poes recht nahe gebracht haben werde. In der Tat ist dieser Name oft in Verbindung mit dem ihren genannt, und am Schluß meiner Arbeit mag diese Parallele gleichfalls noch gestreift werden. Hier sei betont, daß die Linienführung Poes auffällig starr und gerade ist, während Rachilde sich zu ihrem Ziele mehr schlängelt; wie oben auch schon angedeutet wurde: das verhängnisvolle 'Motiv', von Anfang an gegeben, verstärkt sich doch nur ganz allmählich in ihren Werken. Wie die Autorin mit dem Schicksal ihrer Figuren spielt, erinnert sie an die

Każe, die der gefangenen Beute für Augenblicke das Gefühl des Entronnenseins, der Freiheit läßt, indes sie sie doch unentzinnbar überwacht. Dieses Spiel ist künstlerisch reizvoll, und gewiß, wie mich zum wenigsten bedünkt, nicht minder reizvoll als Poes mathematisch geradlinige Zielsicherheit.

Im gleichen Jahre wie die „Marquise de Sade“ gab die Autorin außer einem Novellenbande („Le Tiroir de Mimi Corail“) noch den Roman „A mort“ heraus, — „einen Roman von einer verteufelten Verve und einer sonderbaren Phantasie, die manche ‚dépravée‘ nennen, während ich lieber ‚dépravante‘ schreiben möchte,“ schrieb Jean Lorrain. Die Helden ist die Frau eines emporgekommenen Bankiers, eine echte Pariserin, eine ‚Puppe‘, munter und ewig lächelfroh; — und sie stirbt an ihrer Tugendlichkeit.

Das nächste Jahr bringt abermals zwei Romane: „Madame Adonis“ und „L'Homme Roux“. Und 1889 folgen nochmals zwei: „Minette“ der eine, und der andere „Le Mordu“.

„Le Mordu“ enthält die sonderbare Geschichte der Entführung einer Verlegerstochter und ist reich an den eigenartigsten Schilderungen des Literatenlebens. Man merkt, daß Rachilde dem Literatentum sehr nahe getreten ist, gefährlich nahe für ihre Künstlerschaft. Denn instinktiv meidet der Künstler stets den Literaten, der einen ganz besonderen und keineswegs bedeutenden Typus im Reiche der geistig Wirkenden darstellt.



Sein Leben ist von mehr äußerlicher als innerlicher Bewegtheit. Der Einsamkeit und der Konzentration zieht er den Lärm der Großstadt und den Kameradenverkehr in Kaffeehaus und Künstlerkneipe vor. In jeder Nacht fühlt er sich angeregt — und wird dabei in Jahren nicht bereichert. Er kann ein „interessanter Mensch“ sein (und ist es, wenn überhaupt, zumeist in einem üblen Sinne), aber er ist niemals ein schöpferischer Geist. Manche von ihnen bringen nichts als Feuilletons hervor; andere, von einer zumeist unverwüstlich erscheinenden physischen Kraft, werfen ohne Skrupel Buch um Buch in den Alltag (und der Alltag nimmt sie alle auf und „verschlingt“ sie). Bielschreiber sind nicht selten unter den Literaten; Schnellschreiber aber sind sie alle. Die langsam, qualvollen Schöpfungstaten, die aufzehrende Arbeit des Stils, die wohlerwogene Architektonik des Ganzen und die subtile Ausführung der kleinsten Einzelheit, vor allem aber das volle Durchströmen jeder Zeile mit aller nur irgend aufzubringenden Seelenkraft und Intensität — das kennt der Literat nur vom Hörensagen oder auch durch die kläglichen Blaguen, mit denen der eine den anderen zu belügen sucht (denn jeder behauptet — ekelhaft zu hören — in jedem Buch sein „Herzblut!“ gegeben zu haben). Mehr darf hier von den Literaten nicht gesprochen werden. Sie sprechen von und für sich selbst genug.

Das Literatentum hat Rachilde merkbar ge-

streift, und wenn das, wie ich zeigte, für ihren Gesundungsprozeß vornöten war, so ist es doch keinesfalls zum künstlerischen Besten ihrer Schöpfungen geschehen. Auch sie hat schnell geschrieben und hat verhängnisvoll „interessant“ geschrieben. Wohl besaß sie ein starkes und ganz persönliches Talent, besaß eine sehr ische „angeborene Erfahrung“ und war von einem ehrgeizigen Stolz, der in der Niederung sich nicht genügen kann. Und doch war sie zu reinem Künstlertum noch immer nicht gediehen, so ehrliches Mühen auch aus dem persönlichen Bekennnis spricht, das sie 1889 ihrem „A mort“ vorangestellt hat.

In dieses selbe Jahr fällt nun auch ihre Vermählung mit Alfred Vallette, der ehemals ein Schriftsteller war von Flauberts vornehmer, zurückhaltender Innerlichkeit, und der hernach in der mannigfachen Arbeit als Herausgeber des „*Mercur de France*“ Ersatz fand für die herzbedrängende Tätigkeit des Schaffens. Der einzige Roman, an dem Vallette als Schriftsteller sich genügen ließ, heißt „*Le Vierge*“, und er schildert den Menschen, der unberührt vom Leben bleibt, still dasitzend „in der Haltung eines kleinen Mädchens, das in der Messe sich langweilt“. Das Leben treibt an ihm vorbei und bringt ihm nicht viel Lust und auch nicht eben viel Leid, denn er nimmt nur wenig an dem Leben teil. Er hat etwas sonderbar Altes, auch äußerlich: sein Schädel ist völlig kahl und bartlos, so daß dieser

lebensfremde Monsieur Babylas uns eigentümlich gnomenhaft gemutet. — Das ist die Romanfigur Alfred Ballettes, und sie ist mit sorgfältiger psychologischer Versenkung und zugleich mit einer untergründigen Lebensironie gezeichnet. Denn Ballette „gehört zu denen, die sich Jahre hindurch mit einer Idee und einem Werke beschäftigen können und sich sorglich vor dem Fertigwerden hüten, um sich die Last zu ersparen, wieder anzfangen zu müssen“ (Remy de Gourmont). Solche lieben gleichermaßen alles, was selten und erleben ist, und wenn sie einen Stoff gefunden haben, der dieser Vorliebe genügt, so halten sie an ihm fest, vertiefen ihn, bauen ihn aus und widmen ihm alle die schöpferische Sorgfalt und Tatkraft, derer sie um ihrer Exklusivität willen ganz gewiß nicht zu ermangeln brauchen. Freilich erlahmt und versiegt das künstlerische Schaffen, wenn äußere Aktivität die Energie solcher Naturen in Anspruch nimmt. Sie hassen das Halbe, und es ist ihnen nicht möglich, sich zu verzetteln. So hat Ballette es aufgegeben, ein Buch zu seinem Lebenswerk zu machen, seit eine ganze Zeitschrift und ein Verlag ihm Lebensarbeit wurden. Aber seinen künstlerischen Charakter, die Gediegenheit seines persönlichen Geschmacks hat er auch diesem verlegerischen Werke aufgeprägt.

Dieser Mann ward also der Gatte Rachildes, und es ist unmöglich zu denken, daß die tägliche Gemeinschaft mit ihm auf das Schaffen

der Dichterin nicht einen bedeutsamen Einfluß hätte gewinnen sollen. Zunächst nimmt ihre Produktion sogleich ein wesentlich gemäßigteres Tempo an. Wir hatten in den drei Jahren 1887, 1888 und 1889 sieben Bücher zu verzeichnen! Jetzt folgt erst wieder 1891 ein Roman, „La Sanglante Ironie“ — einen abstrakt überlegenen Titel dieser Art hatte die Autorin bis dahin noch keinem ihrer Bücher gegeben —, und abermals nach zwei Jahren erscheint „L'Animale“. Das ist die Zeit ihrer reisenden Künstlerschaft. In diese Jahre fallen, außer manchen dramatischen Arbeiten, auch ihre makellosen Schöpfungen, die Novellen, die sie 1894 unter dem Titel „Le Démon de l'Absurde“ herausgab. Remy de Gourmont, der künstlerisch strengste Kritiker, den sie gefunden hat, urteilt zusammenfassend: „Wenn 'L'Animale' das seltsamste Buch Rachildes ist, so ist 'Le Démon de l'Absurde' das beste. Diese Sammlung von Erzählungen und dialogisierten Phantasiebildern bezeugt mir eine gelungene Bemühung von echter, künstlerischer Aufrichtigkeit.“ Und nachdem er in seiner ganzen Abhandlung die Schriftstellernde Frau — jede — aus dem Bereich des völlig uninteressierten Kunstschaffens ausgeschlossen hat, muß er zum Schluß sich selber widersprechen und freudig einräumen, daß Stücke wie „La Panthère“ und „Les Vendanges de Sodome“ ihm einen seltenen Gegenbeweis gegen seine kunstpsychologische Satzung liefern: denn sie

„zeigen, daß eine Frau Phasen von Männlichkeit haben und daß sie in solcher Stunde unbekümmert um die unerlässlichen Koketterien oder die gewohnten Attituden schreiben, nur mit einer Idee und mit Worten Kunst bilden, kurz: ‚schaffen‘ kann“.

Der Roman „La Sanglante Ironie“ treibt unwiderstehlich vom Leben ab; an seinem Ende steht die symbolische Gestalt des Todes in staub- und aschesfarbener Gewandung und weist hinüber in jenes schlechthin unbekannte Land, wo alles möglich, weil dort alles Traum ist. — „L’Animale“ dagegen zeigt das Leben: die Zerfleischung. Es ist der Roman des jugendüppigen Weibes und seiner begehrlichen, allbezwingenden, sündelüsternen Leiblichkeit, des Weibes, das Baudelaire, Barbey und Rops gezeichnet haben: des blütigen Geschlechtstieres, der Urmutter des Bösen und der Verdammnis. — Immer wieder treffen wir im Werk Rachildes diese beiden Erscheinungen an: das unbesiegbar kalte, ewig jungfräuliche Weib, und das unbesiegbar flackernde und glutende, — die Bestalin und die Mänade, — den Engel und den Dämon. Mir scheint, die Dichterin stellt ihr innerstes Wesen in diesen beiden polaren Weibcharakteren aus sich heraus; denn in scharf ausgeprägten Persönlichkeiten von leidenschaftlichem Naturell liegen solche Gegensätzlichkeiten stets nahe beieinander und gemahnen an die unumstößliche Wahrheit, daß jeder Begriff aus Thesis und Antithesis sich zusammensetzt. So ist auch

dem Satanismus niemand näher als der Mystiker, wie man an Baudelaire und Huysmans sieht. Rachildes Schaffen — ich sagte es schon — ist eine unablässige Selbstbefreiung: sie gestaltet, was sie nicht persönlich leben möchte. Sie selber wurde fast robust gesund, indem sie alles Ungeheure auf die von ihr erfundenen Gestalten häufte. Dass dabei stets das erotische Moment die stärkste Be-
tonung erfuhr, ist bei der Schriftstellernden Frau von hysterischer Veranlagung selbstverständlich.

Auf „L'Animale“ folgt der nächste Roman erst nach vierjähriger Pause: „Les Hors-Nature“, 1897 erschienen, „ein wirkliches Gedicht mit tollen Ausbrüchen von Lyrismus“, wie Francis de Miomandre ihn nennt. Rachildes starke innerliche Bewegtheit in dieser Zeit äußert sich denn auch in lebhaft erneuten schöpferischen Taten; in den nächsten drei Jahren schleudert sie wieder vier Romane aus sich heraus: 1898 „La Princesse des Ténèbres“, dessen dämonischer, verbrechenschwangerer Geist sich schon aus seinem Titel ahnen lässt, — im selben Jahre „L'Heure sexuelle“, von allen ihren Büchern wohl das auflagenreichste, — 1899 „La Tour d'amour“, die Geschichte zweier Leuchtturmwärter und ihrer seelischen Besessenheiten, — und 1900 „La Jongleuse“.

1901 gibt sie abermals einen Sammelband „Contes et Nouvelles“, eine künstlerisch bedeutsam vermehrte Ausgabe des früheren „Démon de l'Absurde“. Und nach den Werken „L'imitation

de la Mort“ (1903) und „Le Dessous“ (1904) bringt das Jahr 1905 den ‚historischen‘ Roman „Le Meneur de Louves“.

Schon die „Tour d’amour“, in der Rachilde die Charakterzeichnung zweier Männer unternimmt, — von der ‚Bestalin‘ und der ‚Mänade‘ ist hier nicht die Rede —, ist eine Dichtung jenseits von Zeit und Raum. Nicht daß die Erzählung jeden örtlichen Hinweis gesäuselt vermiede, — aber wo das Meer seine ewig tückischen Spiele spielt und der niemals rastende Sturm die Vereinsamten krank macht und mit mazlosen Sehnsüchten und nicht mehr menschlichen Gelüsten sie erfüllt: hat da nicht das Reich des Traumes schon begonnen, des ‚Gesichts‘, der Halluzination oder der mythen schaffenden Phantasie? Und so hat auch die Verfasserin des „Meneur de Louves“ der Gegenwart und dem unentzinnbar sich gebärdenden Paris den Rücken gekehrt. Der Fränkischen Chronik des Gregor von Tours entnahm sie den ‚Stoff‘; er spielt 589. Die Heldin ist Hildeswinde, Bassina genannt, des Königs Chilperich Tochter, die auf Fredegundens Betreiben einem wüsten Soldatenhaufen zur Schändung ausgeliefert und dann in das Kloster von Poitiers gesperrt wurde. Mit ihrer Jungfräulichkeit hat sie nicht ihre Keuschheit, ihre stolze Unnahbarkeit verloren. Wieder zeigt sich in ihr die Bestalin, die Rachilde so oft und gern geschildert hat. Ihre Cousine Chrodieldis dagegen ist die nie am Manne Er-

sättigte, das ewig brünstige Weibchen, das gleichfalls aus den früheren Romanen, vor allem ja aus „L'Animale“, schon bekannt ist. Hier sind diese beiden Typen wirksam gegen einander kontrastiert in einem Werke, das auch darüber hinaus noch sicher durchempfundene Gestalten bietet, sämtlich emporgewachsen aus einem eigenartigen, wohl erfassten Milieu.

Das ist überhaupt immer mehr die besondere Kunst dieser Dichterin geworden: die visionäre Kraft des Sehens und die traumwandlerische Unbeirrbarkeit des Gestaltens. Zweifellos steckt in vielen ihrer Bücher mancherlei „Roman“, mancherlei literarische Konvention von irgendwelcher Art und Schule. Eine ganze Reihe von Romanen hat die Autorin allzu naiv geschrieben, allein ihrem schriftstellerischen Betätigungsdrange folgend und auf die Kraft ihres Talentes und ihres ernsten Wollens, vielleicht auch auf den psychologischen Reiz ihrer Stoffe sich verlassend. Auch ist es nicht zu übersehen, daß ihre ganze erste Schaffensperiode in die Zeit fällt, in welcher Zola an seiner großen Roman-Serie baute und der „Naturalismus“ in der Literatur noch herrschend war, — der Naturalismus, der als Prinzip doch nur insofern Recht hatte, als er Verismus war, da freilich Verismus, Bedürfnis innerlicher Aufrichtigkeit, die Grundbedingung alles künstlerischen Wesens ist. Die Dichterin schilderte „interessante“ seelische Typen des modernen Milieus, und tat es mit solcher peinlichen Treue, daß die

Leblond in ihrer Sozialgeschichte des zeitgenössischen Frankreich, die sie auf Grund der gleichzeitigen Romanliteratur geschrieben haben, die „Marquise de Sade“ sowohl wie „L'Animale“ zum Zwecke ihrer Untersuchungen ausgiebig heranziehen konnten. Aber wandelte sich schon dem Kinde die Wirklichkeit zu etwas beängstigend Fremdem, so tritt auch in ihre ‚realistischen‘ Schilderungen das Element des Wirklichkeitfremden, des berückend Absonderlichen immer beherrschender ein, je mehr sie sich der künstlerischen Vollendung nähert, das heißt also etwa nach 1890. Gewiß schafft sie auch dann noch als das ‚ausdrucksmächtig gewordene Kind‘ — aber in der „Sanglante Ironie“ ist doch von ihren Kinderjahren in Le Cros nichts unverändert geblieben, nichts mehr als wirklichkeitstammend direkt erkennbar, es sei denn die Landschaft und dieser oder jener kleine Einzelzug. Bemerkenswert ist schon, daß nicht ein Mädchen, sondern ein Knabe der Erzähler ist.

Auch in den Novellen verliert die unmittelbare Nachbildung erlebter Wirklichkeit sich immer mehr — und hier sogar am gründlichsten. Die Geschichte von der ‚Gespensterfalle‘ könnte in Le Cros erlebt sein — aber man hat doch vor allem den unabweislichen Eindruck des Phantasi geborenen, des Dichterwerks. Und wenn man in dem Waldteich, an dem der ‚Froschtöter‘ hausst, den Tümpel vor Rachildes grobzelterlichem Besitztum wiedererkennt — muß man dann gerade

nicht umso mehr bewundern, zu was sich diese einst gelebte Wirklichkeit in der dichterischen Phantasie gewandelt hat? Mir wenigstens scheint diese Probe künstlerischer Umgestaltung ein überzeugend starker Beweis für Rachildens Berufenheit. Und was ist aus dem selben Waldteich, aus dem einst der ‚Ertrunkene‘ ihr winkte, in „Tour d’amour“ geworden? Ein ganzer Ozean voll ‚Ertrunkener‘, die nachts am Blick des Weltverlorenen vorübertreiben und locken. Aber jetzt ist dieser Weltverlorene nicht mehr ein dummes junges Mädchen – ein dummer alter Mann ist daraus geworden; und das einsame Mädchenzimmer von Le Cros hat sich zu einem sturmumwitterten Leuchtturmraum geweitet. Und wenn den Alten die wellengeschaukelten Frauenleichen locken, dann erfüllt ihn ihr Bild mit grauenvollen Gelüsten. Ein weiteres Beispiel noch für diese faszinierende Umgestaltung des ‚Erlebten‘: Das üppig sprossende Pflanzenleben in Le Cros und dann Margueritens hysterische Geschmacksverirrung, daß sie Rosenblätter zu zerkauen liebte, haben offenbar den ästhetisch-psychologischen Anreiz zu der wundervollen Schilderung des pestverödeten Florenz gegeben, in dem eine Urwaldpracht von Rosen alle Straßen und Paläste überwuchert – die einzige Nahrung für den letzten Überlebenden, der, vor der Pest gerettet, an den Rosen, die sein gieriger Hunger verzehrt, zugrunde geht. Ein solcher Zauberspiegel ist das Gehirn der Dichterin; es ist

einstmals ein Stückchen „Wirklichkeit“ hineingefallen —: wunderbar verändert in Farbe, Form und Gefüge, von einer völlig neuen Sonne überglastet, strahlt alles nun in magischen Bildern wider. So ward die Literatin — Dichterin. Ihre stark beladene Seele verlangt nicht mehr, sich schlechthin „auszusprechen“; sie trachtet nach „Gesichten“, nach fremdartigen und unerhörten, nach der Gestaltung eines neuen Selsam-Schönen, in dessen traumhafte Lebensfülle die wirklichkeitflüchtigen, jenseitsüchtigen Regungen des eigenen Innern hinüberzittern wie ein untergründiger galvanischer Strom, der allem flutende Bewegung mitteilt, der alles mit magischem Lichte speist und die nächtigen Bilder mit knisternden Funken übersät.

In diesen Werken, die völlig aus innerem Schauen geboren sind, faßt Rachilde die Worte mit einer ästhetisch berückenden Sicherheit, ist ihr Stil geschmeidig und doch nervig und fest. Es ist, als baue sie aus Meeresswellen Glaspaläste, als meißle sie Marmorbilder aus weißen Wolken; und unbezweifelbar wie Marmorkunst und starr wie gläserne Bauten, offenbaren diese Werke zugleich doch noch etwas von dem Leben des Materials, aus dem die Schöpferin sie bildete: von den huschenden Lichtspielen und ewig sich wandelnden Glanzlinien, die durch Wellen leuchten, von dem opalen kräuselnden Dunst der fließend fließenden Wolken. So hat die Dichterin das „unzugängliche Bergschloß“ hingebaut, das jeder

sieht, das keiner fassen kann; so rückt sie Traumeschleier über das Leben, aber durchsichtig klare, glanzverschärfende — und wer diese künstlerischen Schöpfungen je las, vergibt sie nie. Immer wieder stellen sich Bilder, stellen seltsame Stimmungen sich ein und erfüllen den Geist mit der Wollust leiser Erinnerungen und mit rätselhaft quälenden Fragen nach ihrem Ursprung. Doch nie wird diesen Fragen lange die Antwort fehlen: das Fluidum, das um die Schöpfungen dieser Dichterin flutet, ist eine völlig eigenpersönliche Sphäre. Man kann sie nicht mit Poe oder Baudelaire, auch nicht mit Villiers oder Maeterlinck verwechseln, obwohl sie diesen allen irgendwie verwandt ist.

Poe ist ein mathematischer Kopf. Er ist kühl, einsam und fern. Seine Frauen sind wie die Sibyllen: beladen mit mystischem Wissen, schwer und ernst. Durch seine reifsten künstlerischen Schöpfungen — von den Amerikanismen und Grotesken ist hier nicht die Rede — weht der Geist der Melancholie, wie auch in seinem Blicke etwas Liebes, schmerzvoll Abgeklärtes, Beethoven-sches sich ausspricht. Derlei ist in Rachildes Dichtungen nicht. Sie sind nicht so weltengroß und monoton gehalten. Mehr Farbe, Duft und Leben füllt sie an; sie stehen der Wirklichkeit des Erdedaseins näher, weil ein sinnlicherer Geist sie schuf. Ein sinnlicherer Geist: ein Künstler-temperament, für das die Welt des vegetabilisch-animalischen Quellens, Schwellens und Sich-Ent-

faltens durchaus vorhanden ist und das alle ihre heimlichsten Regungen miterlebt. Man muß Poes „Maske des roten Todes“ und dann Rachildes Erzählung aus der florentiner Pestzeit nacheinander lesen, um des ganzen Unterschiedes zwischen diesen beiden phantastisch Schaffenden innezuwerden. Man fühlt bei den Erzählungen Poes sich oftmals Scott und Victor Hugo nahe, dem Zeitgeist sich nahe, der diese großen Schilderer befruchtete — und kann sich des Empfindens nicht erwehren, daß noch nicht unserer Tage Geist hier weht. Es hat auf manche Blätter Poes schon jene feine Staubschicht sich gesenkt, die sie uns „ehrwürdig“ erscheinen läßt; ein feierlicher Moder steigt aus ihnen auf, den nicht nur Kunst des Dichters ihnen mitgeteilt, und der uns dennoch lieb sein mag, weil er zu dem todessüchtigen Gründton dieser Dichtungen, zu ihrer kühn ummauerten Lebensferne uns gut zu stimmen scheint.

Sollte aber Rachilde wie zeitlich so auch ihrem geistigen Wesen nach nicht Baudelaire näher stehen? Teilt sie mit ihm nicht außer dem neurasthenischen Naturell und der Neigung zum Nächtig-Phantastischen auch die flackernde Sinnlichkeit und die erotische Sensibilität? Gewiß, es sind hier geistesverwandtschaftliche Beziehungen nicht zu verkennen. Und dennoch war von vornherein ihr Verhältnis zum Dasein ein völlig verschiedenes. Baudelaire sagt in seinem Tagebuch einmal, es gebe nur zwei Möglichkeiten, dem

fürchterlichen Altdruck der Zeit sich zu entziehen: den Genuss und die Arbeit. „Der Genuss verbraucht uns, die Arbeit kräftigt uns.“ Er selbst hat wider seine Vernunftserkenntnis den Genuss zu wählen sich gezwungen gefühlt; Rachilde wählte das andere Teil, die Arbeit. Sie sehen wir als emsige Romanschreiberin zu einer Lebenszeit, da Baudelaire seine große Schöpfertat längst hinter sich hatte, da seine künstlerische Ausdruckskraft der übergroßen Eindrucksmacht, mit der sein Erleben die allzu empfindlich gewordene Seele ihm belastete, nicht mehr gewachsen war (wie ich im fünften Bande meiner Baudelaire-Ausgabe zeigte). Er blieb immer der stolze Einsame, der keine Brücken zu der Menschheit suchte — auch nicht einmal die goldenen Brücken der Kunst: sie führten ihn stets nur wieder in sich selbst zurück —, der Subjektivist, der nur persönliche Ästhetik und Lyrik pflegte in seiner Kunst, und dessen Werk, dem Umfang nach von einer aristokratischen Schmäcktheit, durchzittert ist von verhalten bebendem, sich selbst verzehrendem Lyrismus. Auch Baudelaire hat von phantastischen Novellen geträumt, und gar von Dramen; aber nur flüchtige Skizzen, in den meisten Fällen nur die Titelzeilen hat er aufs Papier gebracht. Er konnte sich zur Tagesgewohnheit des Schreibtisches nicht zwingen. So ist das Werk Rachildes von dem seinen vielfach verschieden. Aber die Grundstimmung des Schaffens verbindet sie: das Fernweh, das „nur außerhalb

der Grenzen dieser Welt", nur in dem „Haus der Träume“, in einem magisch erglänzenden, steil erbauten Bergschloß vielleicht, der ewig sehnsuchtgequälten Seele Ruhe erhoffen kann.

Noch mehr der Fäden spinnen sich vom Werk Rachildes zu zeitverwandten Schöpfungen hinüber. Hat doch alles, was Lebenskraft und Wirksamkeit besitzt, mit Lebendem organische Verknüpfung, — wie Baudelaire, der Individualist, mit Joseph de Maistre, Poe und Gautier eng verknüpft war. Den Lehrmeister Gautier teilt auch Rachilde mit ihm. Gautier, der von der Malerei ausging, sieht stets in einer Fülle plastischer Bilder, und gern erläutert er das Bildnis, das er geben will, durch ein anderes, das assoziativ sich ihm aufdrängt. Dies ist's, worin Rachilde offenbar von ihm gelernt hat; und einmal fand ich gar eine auffallende Ähnlichkeit der Bilder. Denn in der Novelle „Jettatura“ schreibt Gautier:

Die Tänzerinnen scheinen mit der Spitze ihres weißen Fußes den Saum des gestickten Gewandes wie eine Schaumwelle emporzuheben.

Und in Rachildes „Tour d'amour“ heißt es:

Das Meer war schön, das Meer tanzte im Sonnenuntergang, und auf den Stufen der Leuchtturm-Treppe hob es seine Schaumfransen empor, wie eine Dirne ihre Unterwäsche rafft.

Mag dieses schöne Bild dem Gautierschen unverkennbar ähneln, so ist es doch vollkommen im

Geiste Rachildes und ihrer Dichtung konzipiert und kann nichts anderes als eine künstlerische Verwandtschaft, eine reinbürtige Descendenz von dem älteren Meister beweisen.

Die edelsten Vorbilder sind es, denen Rachildes reifste Kunst in malerischen Fähigkeiten nahe steht. Wer hat durch Werkunst je mit dem ganzen pittoresken Reiz des mittelalterlichen Lebens so unwiderstehlich uns berückt wie Alon sius Bertrand? Nun wohl: in Rachildes „Meneur de Louves“ finden sich mittelalterliche Genrebilder von ähnlich liebenvoller Eindringlichkeit und Intimität. Darf hier ein einzelnes seinem Rahmen entnommen werden, so sei es dieses vielleicht:

Mit der Fläche ihres Daumens versuchte die Dame Leubovera das große Pergament auf dem Tische zu entrollen und glatt hinzubreiten, das stark vergilbte, ein wenig schimmlige Pergament, das man zu Unrecht in einem feuchten Koffer aufbewahrt hatte. Das Pergament schnellte wieder in sich zusammen und gab ihr einen Schlag auf die Wange. War es nicht wie der Flügelschlag eines bösen Vogels, eines jener Raubvögel etwa, die man niemals gut tut gefangen zu halten?

So hat Rachilde an der Kunst der Meister sich bereichert, wie jeder große Künstler es noch tat, wie Goya an Velasquez sich gemüht hat und Delacroix an Rubens, um in das Wesen ihrer Meisterschaft tief einzudringen. Denn was die Großen durch Gnade und durch Kampf gewonnen haben, will immer wieder neu gewonnen und be-

wahrt sein, — so treu bewahrt wie auch zugleich die eigenste Individualität des „Lernenden“. An Zola mag sich gemahnt fühlen, wer Rachildes Darstellung des rosenüberlasteten Florenz liest. Mir wenigstens kam ein Bild aus Zolas „Souvenirs“ in den Sinn —: In frühester Morgenzeit sind in zahllosen Karren die Gemüse und Pflanzen vom Lande nach Paris hereingebracht und liegen nun im Hallenviertel zu Haufen gestaut auf den Straßen; darunter auch eine Fülle schwarzroter Rosen. Der Dichter aber sieht diese Häufung gleichfarbiger Blumen so sehr als kompakte Masse, daß sie ihm wie ein Klumpen Fleisch erscheinen, in den die Verkäuferinnen „ihre Arme hineintauchen wie zu einer blutigen Berrichtung“. So animalisch schaut und empfindet Zola. Der hungergequälte Graf Sebastiani bei Rachilde, dem einzigen die Rosen sich als Nahrung bieten, ist fern von solcher Vision. Wie die Blumen seinem Auge ihre leichte, freie, schwebend - strebende Art bewahren, wie sie zu Kränzen sich winden, als Ketten und Guirlanden sich verschlingen, zu Wäldern zusammenschließen und ihre Blütenblätter rieseln und flocken lassen wie Schnee, so bleibt ihnen auch zwischen seinen Lippen und Zähnen noch ihr Pflanzentum: denn die kleinen harten Rosenknospen springen unter seinen Zähnen auf „wie die krachenden Schalen von Haselnüssen“.

Es ist verlockend, solchen Beziehungen zu folgen. Noch habe ich von Flaubert nicht gesprochen

— und darf der Autorin der „Vendanges de Sodom“, der „Panthère“ und des „Meneur de Louves“ diese edle Verwandtschaft abgesprochen werden? Wenn man liest, mit welcher tierischen Grazie sie den biegsamen Leib des schwarzen Panthers, mit welcher kyklopischen Wucht den mauergrauen Kolos des Elefanten vor des Himmels brennender Bläue malt: muß man der „Salammbô“ nicht gedenken oder der Besichte, die den heiligen Antonius berücken? Und seltsam: Wenn die Äbtissin Leubovera auf ihre Sklavin gestützt die Krypten unter ihrem rebellischen Kloster durchwandelt — ist es nicht, als huschten im mystischen Zwielicht die Schatten Mathos und des Griechen, den die Syrten gebaren, irgendwie spukhaft an den feuchten Wänden mit, auf die ein Dunst aus der breiten Wasserleitung von Karthago sich niedergeschlagen zu haben scheint?

Und wieder berührt Rachilde sich mit Maeterlinck — so tief dieser auch zu den Quellen der weißen Magie sich schmachtend hinabbeugen mag, während jene in den Feuern der schwarzen Schwesternkunst den weiblichen Sinn gestählt zu haben scheint.

Irgendwie sind alle die großen Schaffenden einer Epoche einander verbunden; es schien mir gerecht, kurz darauf hinzudeuten, daß Rachilde nicht außerhalb dieses erlauchten Kreises steht.

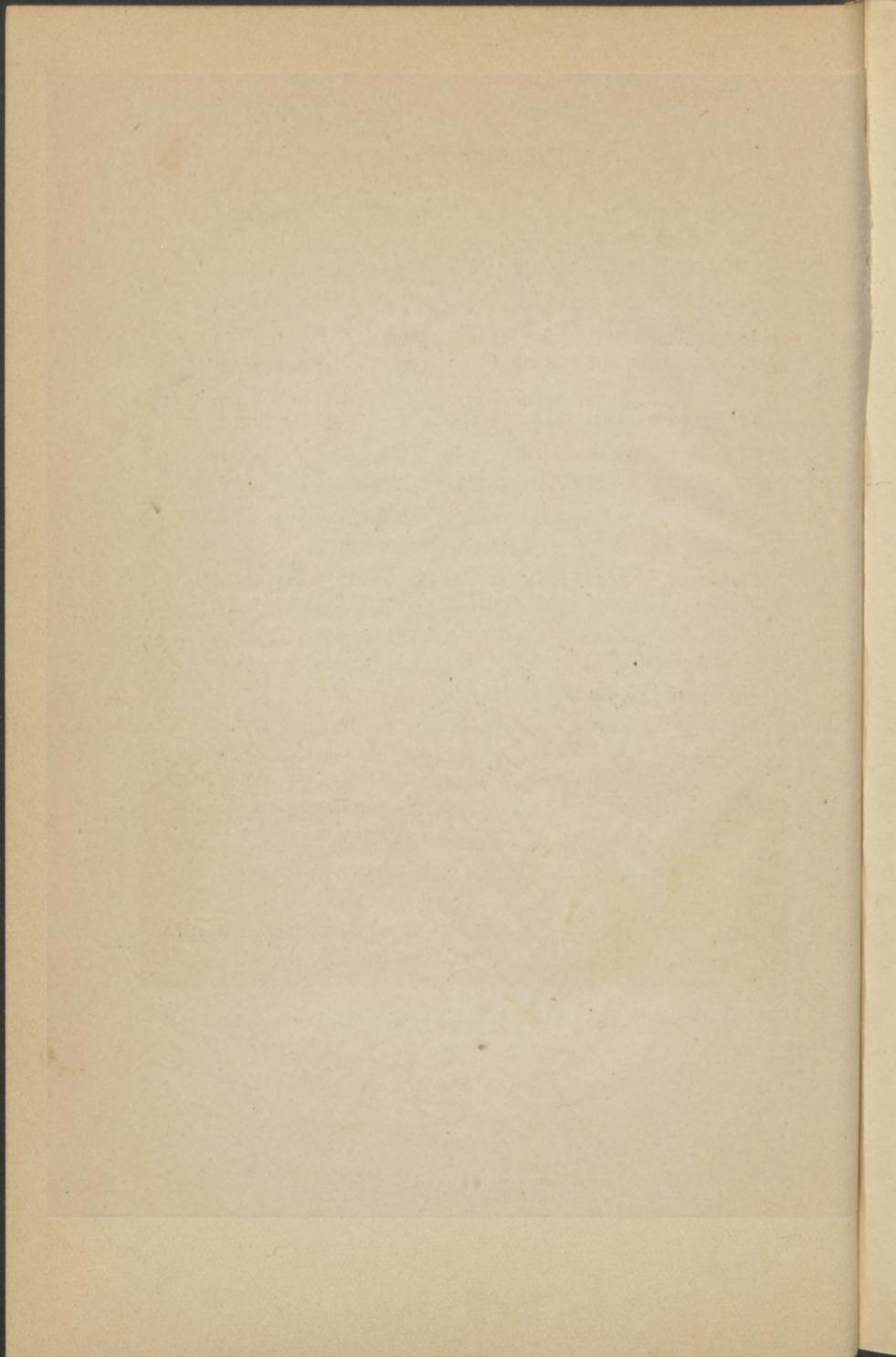
Und Villiers? Philipp Auguste Mathias Comte de Villiers de L'Isle-Adam ist von jenem

uralten, dünnblütig gewordenen Adel, dessen gesamtem Hervorbringen wohl etwas Hochfahrendes, Hochsinniges und Großgewolltes, zugleich aber auch ein nie verkennbarer Hauch von Morbidezza eigentümlich ist. Darum ist das Reifste und Gelungenste in seiner Kunst ein wenig schemenhaft – und darum erscheint mir die gespenstische, nervöse Traumerzählung „L'Intersigne“ als sein Bestes, wie auch die „Souvenirs occultes“ ihm künstlerisch gerieten. Durch sein Blut zittert die Unruhe der Erschöpfung, und seine Inquisitorenträume sind zweifellos ein wenig senil. Rachilde wirkt neben ihm beinahe bürgerlich. Der Offizier, der sie zeugte, war, denke ich, ein ungestümer Haudegen; in ihrem Blut ist trozige Eroberungssucht, ein heißes, lebendurchwogtes, erdgeborenes Quellen. Die Seitenlangen Hegelianer-Abstraktionen Villiers' wären in Rachildes Büchern ganz undenkbar. Mystisch veranlagte Persönlichkeiten sind unter ihren mütterlichen Vorfahren gewesen, ein Mann der Kirche, ein 'Werwolf', ein Spiritist, aber von abstrakten philosophischen Denkern wird uns nichts berichtet.

Das Blut des Priesters und das Blut des Kriegers schossen einst zusammen und bildeten die Dichterin. Daher wohl mag ihr beides auf den Weg gegeben sein: die Gnade und der Kampf – oder, was für den Künstler ja nichts anderes sagt: träumendes Schauen und bildendes Gestalten. Aus dieser mystischen Vermählung reiste der Sieg ihr.

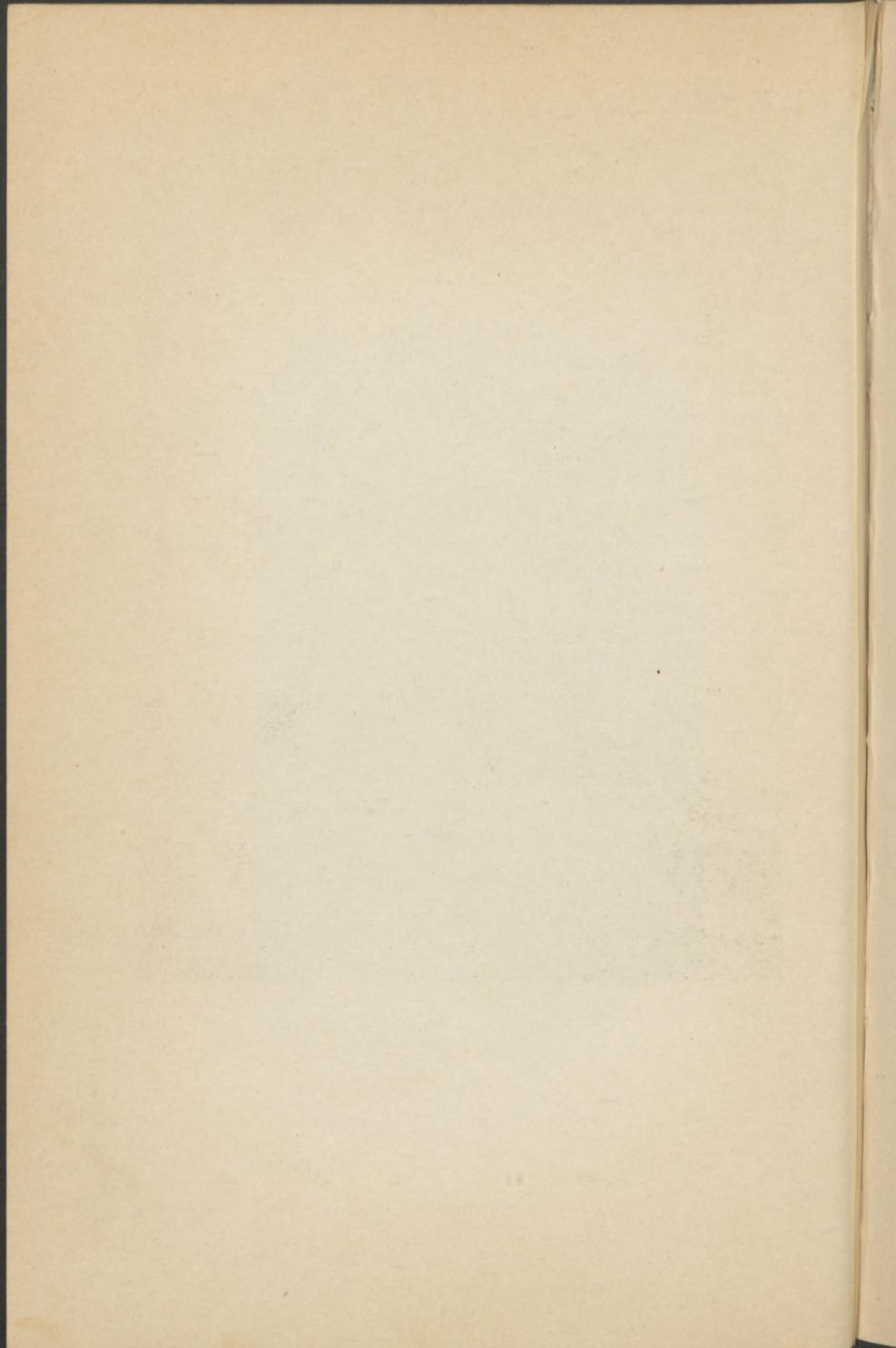
Bibliographie

- Ernest Gaubert: Rachilde. (Auffaß im „Mercure de France“ vom I. IV. 1906; soweit ich sehe die umfassendste Arbeit über die Dichterin.)
- Rachilde: Préface. (Autobiographisches Vorwort zu „A mort“; Paris, Monnier, 1886.)
- Francis de Miomandre: Rachilde, Princesse des Ténèbres. (In „Visages“, p. 409—430; Bruges, Arthur Herbert Ltd., 1907.)
- Remy de Gourmont: Rachilde. (In „Le Livre des Masques“; Paris, Mercure de France, 1896.)
- Remy de Gourmont: Alfred Vallette. (In „Le deuxième Livre des Masques“; ebenda, 1898.)
- Marius-Ary Leblond: L'Enfant; Les Officiers. (Vesperredungen von Rachildes „L'Animale“ und „La Marquise de Sade“ in den genannten Kapiteln des Werkes „La Société française sous la troisième République d'après les Romanciers contemporains“; Paris, Alcan, 1905.)
- Maurice Barrès: Complications d'amour. (Als Vorwort zu Rachildes „Monsieur Vénus“, Ausgabe vom Jahre 1902, Paris, Genonceaux.)
- Camille Lemonnier. (Vorwort zu Rachildes „La Sanglante Ironie“; Paris, Mercure de France, 1902.)
- Marcel Schwob: Préface. (Vorwort zu Rachildes „Le Démon de l'Absurde“, Paris, Mercure de France, 1894.)
- Rachilde: Le Meneur de Louves. (Selbstanzeige im „Mercure de France“ vom 15. X. 1905.)





Rachilde



Die Gespenster-
falle



In einem gewitterschwülen Tage kamen wir zu dem Hause. Das Pferd, das vor unsren Wagen gespannt war, blieb jeden Augenblick stehen, klemmte den Kopf zwischen seine Beine, schüttelte die Fliegen ab und wandte sich dann wieder zurück, als hätte es sagen wollen:
„Noch ist es Zeit, kehrt um. Ich rate es euch. Es scheint mir nicht klug, sich auch nur einen Schritt weiter vorzuwagen.“

Unsere Magd, die ihre Hände über einem bauhigen, hochbeladenen Körbe gekreuzt hielt, rollte beunruhigt die Augen. Meine Mutter wurde es nicht müde, an den Lenker des bäurischen Gefährtes mit zitternder Stimme Fragen zu stellen, während dieser grob und nur mit halben Worten antwortete. Mein Vater, der ein ganzes Paket von Stöcken und Regenschirmen in seinen Armen trug, blieb völlig schweigsam, wie dies seiner Bewohnheit entsprach. Aber auch er schien sehr besorgt.

Sobald man mich vom Wagen steigen ließ, lief ich zum Bittertor, zog glückselig an dem langen Glockenstrang, den ich schon von weitem an dem weißen Mauerwerk hatte baumeln sehen, und glaubte so gleichsam Besitz von meinem „Ferienhause“ zu ergreifen.

Es war mir bekannt, daß niemand in diesem Hause wohnte — der alte Gärtner, sein Eigentümer, lebte in der Stadt — aber kann man mit zwölf Jahren der Versuchung widerstehen, an einem Glockenstrang zu ziehen, wenn sich die Gelegenheit dazu bietet? Nicht wahr, das ist ganz ausgeschlossen. Ich wenigstens bemühte mich mit wahrer Raserei, das Läutewerk in Bewegung zu setzen.

Und hinter der Mauer, über die eine dichte Laubhecke gebreitet war, ließ sich mit einemmal ein glasdünner Ton vernehmen, wie von dem fernen Glöcklein einer Kirche oder vom Lachen eines Menschen, der sich irgendwo auf einem Baume versteckt hält, um die Vorübergehenden zu erschrecken. So jammervoll klang es und zu gleicher Zeit so peinigend, daß ich verwirrt und bestürzt nach meinem Reifenschläger griff, den ich, einer kriegerischen Gewohnheit folgend, gleich einem Hirschfänger im Gürtel trug.

„Wer hat da gelacht?“ fragte meine Mutter.

„Wer hat mit Ketten gerasselt?“ rief die Magd.

Ohne viel Umstände lud der Bauer unsere vier Koffer ab, stellte sie mitten in den Weg und fuhr schnell davon, ohne auf unsere Zurufe weiter zu achten.

„Das ist ja ein schöner Anfang,“ brummte mein Vater, während er einen verrosteten Schlüsselbund

aus der Tasche zog und das Tor aufzuschließen versuchte.

Mit ganzer Kraft stemmte er sich gegen das Gitter, aber es gab nicht nach.

Nun rief Papa mich zu Hilfe, und ich wieder nahm die Hilfe der Magd in Anspruch. Mama wurde ganz bleich unter ihrem Schleier, und auch ich wagte es nicht mehr, zu lachen. Ich fühlte jetzt wie die andern, daß etwas in der Luft lag.

Plötzlich sprang das Tor auf, wie dem Drucke eines federnden Uhrwerkes folgend, und der Vater, die Magd und ich fielen stolpernd zu Boden.

Meine Mutter zitterte am ganzen Leibe. Sie erklärte, es sei doch besser, gleich wieder umzukehren, indessen die Magd sich erschrocken nach allen Seiten umblickte, ihr Knie rieb und immer wiederholte:

„Es riecht hier nach dem Tod, gnädige Frau, es riecht hier nach dem Tod.“

„Ihr seid alle zwei verrückt,“ sagte mein Vater in gereiztem Tone und schleppte die Koffer ins Haus.

„Marie hat ganz recht,“ entgegnete die Mutter. „Dieser Garten sieht aus wie ein Friedhof.“

„Es war dein Einfall, herzukommen,“ sagte mein Vater und bekam einen roten Kopf. „Machen wir uns jetzt nicht lächerlich. Was einmal geschehen ist, bleibt geschehen.“

Im übrigen war an dem Hause auch wirklich nichts besonderes zu bemerken. Es sah aus, wie eben verwahrloste Häuser aussehen. Über das einzige Geschoß rückte das Dach gleich dem Rand eines finsternen Hutes, und darunter reihten sich sechs Fenster mit wackligen Läden und eine Balkontür, deren Zinkmarkise ganz schief saß. Guirlanden von weißen Winden spannten zierliche Bogen von Strauch zu Strauch, von einer Allee zur andern.

So lange die Sonne schien, nahm sich dies alles ganz reizvoll aus. Ich wenigstens fand da einen bequemen Tummelplatz, der um so besser für meine Spiele zu taugen schien, als er nicht gepflegt war. Da gab es keine kunstvoll angeordneten Blumenbeete, keine seltenen Pflanzen, denen ich Schaden zufügen konnte; nur Gras und wildwachsende Blumen waren rings zu erblicken. Mochte der Garten einem Friedhof gleichen, es war immerhin ein lustiger Friedhof. Bald aber verschleierte sich die Sonne unter kupferroten Wolken, das Gras versärbte sich, und kaum hatte ich den von Blumen umrankten Sträuchern meine ersten Besuche abgestattet, fühlte ich mich schon merkwürdig verdrießlich und zu keinem Spiel mehr gelaunt.

Jetzt stellte man die Kisten in den Vorflur. Marie öffnete alle Fenster, staubte Stühle und

Tische in den Zimmern ab, und Mamas Nerven beruhigten sich wieder. Während so die Erwachsenen damit beschäftigt waren, die Stuben in Ordnung zu bringen, kam mir der Einfall, hinter dem Haus Umschau zu halten. Ich mußte dazu den ganzen Garten durchqueren; denn es gab keine Tür, die zur andern Hälfte des „Friedhofes“ geführt hätte. Zu meinem größten Erstaunen hüllte mich bald völlige Finsternis ein. Das Gewitter, das am Himmel stand, hatte gleichsam die Sonne verschlucht, und nur ein bleifarbener Schimmer beleuchtete seltsam die runde Scheibe der Bodenluke. Der Widerschein dieses großen triefenden Auges mitten im grauen, rissigen Mauerwerk verwirrte mich auf unerklärliche Weise. Garten und Haus erschienen, von der Rückseite aus betrachtet, ganz neu und fremd und schillerten klebrig grün wie die Haut einer Kröte. An den Sträuchern rankten sich hier keine Blumen empor; alles wurde von den riesenhaften Grashalmen überwuchert, die erschreckend hoch auffschossen.

Drei Buchsbäume, denen man einstmais die Gestalt betender Kapuziner gegeben hatte, standen abseits hintereinander, und noch jetzt war man geneigt, den letzten Baum nahe der Einfriedigungsmauer für einen finsternen Mann zu halten, der dem Haus seinen Rücken zuwendete. Indessen schien das Glasauge, das starr diesem Stückchen

Urwald zugewendet blieb, bittere Tränen zu vergießen, deren schmerzhafte Ursache nicht leicht zu erkennen war.

Laut schreiend und mit den Füßen den Boden stampfend, um gegen das schleichende Entsezen anzukämpfen, von dem ich mich erfaßt fühlte, lief ich davon; meine Schreie und das Stampfen meiner Füße verhallten in einem klagenden Echo, das die Bäume einander wie ein Lösungswort weitergaben.

Da mich nun meine Mutter so schreien hörte, schob sie einen Fensterladen zurück und winkte mir erregt zu. Schnell sprang ich herbei, mich als Sieger fühlend, den Reifenschläger hoch in der Luft, und doch innerlich froh, daß Mama auf mich achtgab.

„Man darf hier nicht schreien,“ sagte meine Mutter mit bestürzter Miene.

„Warum, Mama? Du hast mir doch erlaubt, daß ich im ‚Ferienhause‘ spielen darf, wie ich will.“

Sie aber erklärte mir ausweichend, als ob sie zu sich selber spräche:

„Du weißt, mein Kind, daß wir dieses Haus nur für dich gemietet haben. Es ist dies ein Opfer, das du uns später einmal danken wirst. Jetzt bist du noch zu jung, um mich zu verstehen. Aber es macht mich nervös, wenn ich dich so schreien höre.“

Krachend splitterte in diesem Augenblick der Donner, und schnell half mir die Mutter ins Fenster.

„Nun,“ sagte sie, „glaubst du's jetzt, daß man hier nicht schreien darf?“

Nicht schreien, nicht laufen, nicht läuten, das Tor nicht öffnen! . . . Und das dumme Pferd wollte uns nicht einmal herführen! Wahrhaftig, das Ferienhaus hatte viel von seinem Reiz verloren. Die ganze Nacht lang rüttelte das Unwetter am Dache, und es dünkte ein wahres Wunder, daß die Zinkmarkise über dem Balkon nicht vollends zusammenbrach.

Nach acht Tagen hatten wir uns noch immer nicht an das niederträchtige Haus gewöhnt. Unsere Magd Marie, die alt und leicht erregbar war, beklagte sich, daß sie Ratten im Brotkorbe gefunden habe. Ich mußte sie von nun ab in den Keller und auf den Dachboden begleiten und eine Kerze vor ihr hertragen, deren Stearin unaufhörlich auf meine Bluse tropfte. Als ich aber eines Tages mich weigerte, sie auf den Boden zu begleiten und Mama an meiner Stelle mit ihr ging, geschah es, daß der Wind die Tür hinter den beiden Frauen zuschlug, die nun eine ganze Stunde lang vergeblich um Hilfe rufend, in der Finsternis ausharren mußten.

Es war klar: sie fürchteten sich vor etwas, das sie kannten und das mir verborgen blieb.

Die Einrichtung unserer neuen Wohnung zerfiel in Staub; sie stammte gewiß aus der Zeit der Merowinger. Wenn man irgendwo anstieß, hörte man klägliches Stöhnen; alles brach von selbst auseinander oder zerfiel in tausend Trümmer.

Hierzu gesellten sich kleine Vorkommnisse, die mir damals unerklärlich schienen und die ich mir noch jetzt nicht recht zu erklären vermag. Alle möglichen Dinge verschwanden in unserer seltsamen Wohnung, als hätte sie ein Zauber plötzlich entfernt. Verließ meine Mutter auch nur einen Augenblick lang die Stube, um in der Küche nach dem Rechten zu schauen, so war sicherlich ihr Fingerhut verschwunden, wenn sie zurückkam. Nichts half es, wenn ich den ganzen Nachmittag auf dem Boden umherkroch und mit einem Licht bewaffnet in allen Ecken nach dem Fingerhut suchte. Er blieb verschwunden, daran war nun einmal nichts zu ändern. Ähnlich erging es der Stickschere und den Wollknäueln. Auch Papa, der von seinen anstrengenden Schreibarbeiten bei ein wenig Gärtnerei Erholung suchte, verlor sogleich jeden Spaten, jeden Rechen, jede Baumschere, die er zur Hand nahm. Dann fand man nach einer Stunde mühsamen Suchens die Hacke an einem Ort, wo sie niemand hingelegt hatte, oder eine Schaufel versank im Gestrüpp, als wäre sie plötzlich in Luft aufgegangen. Mein Vater

glaubte, daß ich an diesen tollen Streichen Schuld trüge, aber meine Mutter verteidigte mich.

„In diesem Hause kann mich nichts mehr überraschen,“ zischte sie, ganz aufgebracht gegen jenes Etwas, das ich nicht kannte.

Und wirklich gab es für dieses rätselhafte Vorkommnis durchaus keine Erklärung.

Eines Tages indessen, als beim Mittagessen das Salzfaß verschüttet wurde, fiel Mama in Ohnmacht und Marie stieß verzweifelte Schreie aus.

„Also gut,“ sagte Papa ungeduldig, „die Sache ist ja sehr einfach, schauen wir, daß wir weiter kommen. Übrigens war ich gleich dagegen, das Haus zu mieten, weil ich euch kenne und weiß, wie unvernünftig ihr seid.“

Marie kramte still das Salz zusammen, ihr ahnte, daß böse Dinge bevorstanden, während ich mit meiner Messerspitze auf der Butter vergnügt Figuren zeichnete.

„Ein ganzes Haus beinahe umsonst,“ lispelte Mama.

„Umsonst ist immer sehr teuer,“ erklärte Papa trocken.

Durch das weit geöffnete Fenster gewahrte man die drei Buchsbäume, die, hinschreitenden Kapuzinern gleichend, draußen Wache hielten.

Mama streckte den Arm aus.

„Schau doch nur diese Gestalten an; findest du,
daß die Vertrauen einflößen?“

Papa lenkte ein:

„But, ich werde die Bäume heute neu stußen.
Moritz soll mir dabei helfen. Wir werden drei
Harlekine aus ihnen machen. Die Erscheinung
von drei Harlekinen muß doch eine wahre Er-
holung für euch bedeuten, nicht wahr, Moritz?“

Begeistert rief ich:

„Natürlich, lieber Papa.“

Mama zuckte die Achseln:

„Ach was, wer weiß, ob man diese Bäume
überhaupt stußen kann. Und wie willst du, ein
Papiermensch, dich aufs Stußen von Bäumen
verstehen, und noch dazu mit einem Kinde als
Gehilfen?“

Eine lange, verlegene Pause entstand.

Und so verschwanden weiter mein Feder-
messer, meine Kugeln, meine Bindfaden, ja,
hauptsächlich meine Bindfaden. Sobald ich mir
eine Peitsche schnitt und die Schnur eben an
dem Stock befestigen wollte, den ich zwischen
die Knie geklemmt hielt, rutschte dieser plötzlich
ins dichte Gras und die Schnur wurde vom
Winde fortgetragen, noch ehe ich mich dessen ver-
sah. Das schien mir auf die Dauer ein uner-
träglicher Zustand. Und doch war es kein Dieb,
so fühlte ich deutlich, der uns bestahl . . . Vor-

ausgesetzt, daß wir uns nicht selbst immerwährend schwerer Unachtsamkeiten schuldig machen, mußte es wohl ein Etwas geben, dem es Freude bereitete, uns während der Ferien zu necken und zu beunruhigen.

Einmal verschwand die Wäsche, die von Marie zum Trocknen auf eine Schnur gehängt worden war, und als ich die Magd fragte, wie dies geschehen sei, antwortete sie mir bedeutungsvoll:

„Sie sind noch zu jung. Mama hat verboten, mit Ihnen über die Geschichte zu sprechen.“

Also es gab eine Geschichte. Aha, aha! Den ganzen Tag dachte ich jetzt angestrengt über ‚die Geschichte‘ nach und verlor dabei Bindfaden um Bindfaden. Manches fiel mir nun auf, das ich früher nicht beachtet hatte.

Freilich glaubte ich nicht mehr an Ummenmärchen, weil ich schon Gymnasiast war und es daher für eine Schande hielt, mich noch in dunklen Ecken zu fürchten. Aber ich bemerkte, daß Mama zu zittern begann, wenn die Dämmerung in die Stube glitt, Papa schien mir versorgt, und Marie seufzte tief. Das alles mußte so schnell als möglich aufgeklärt werden, damit ich die ganze Familie von dem Feinde – wenn es einen Feind gab – sogleich befreien konnte.

Ich beschloß also, Marie zu überlisten, um ihr eine vollständige Beichte herauszulocken.

Marie war arglos, ich schlau wie eine Rothaut. Jetzt sollte sich's erweisen, wen man von uns beiden als „zu jung“ bezeichnen durfte. Mit geheimnisvollen Gebärden schlich ich eines Abends in die Küche.

„Marie,“ sagte ich, „schauen Sie durchs Fenster in der Richtung zum letzten Buchsbaum.“

Die Magd ließ eine Kaffeekanne fallen, in die sie gerade hatte Wasser füllen wollen, und wandte ihre Augen zu dem dunklen Loch des Fensters.

„Um Himmels willen, Herr Moritz, was ist schon wieder geschehen?“

„Ich habe hinten im Garten etwas gesehen, Marie.“

„Ach, Sie haben gesehen . . .“ (ihre Zähne klappten) „nicht wahr . . . ganz weiß . . .“

„Ja, Marie, ganz weiß!“

„Und lang? Und schleppte sich? Und breitete sich aus?“ (Dicht zu mir trat sie, preßte erregt ihre Nase gegen die Fensterscheiben und hielt mich so fest an der Schulter, daß ihr Zittern sich meinem Körper mitteilte.) „Und es hat sich in der Luft gedreht wie ein Wäschestück, das fortfliegt?“

„Genau so, Marie. Wie Ihre Wäsche hat es ausgesehen im Augenblick, da sie fortgeslogen ist. Ich habe mich so gefürchtet . . .“

„Sicherlich trug's lange Röcke wie eine Frau?“

„Ja, Marie, ich glaube, daß es Röcke trug.“

„Dann, Herr Moritz, haben Sie das Gespenst gesehen; Sie haben es genau beschrieben, Zug um Zug.“

„Das Gespenst, Marie?“

Ich war ein wenig enttäuscht; eine Diebesgeschichte wäre mir lieber gewesen. Übrigens trug ich nur geringes Verdienst an der ‚Beschreibung‘.

„Das Gespenst, Herr Moritz“, fuhr die Magd feierlich fort, „kommt von einer Dame her, die vor bald zehn Jahren hier gestorben ist. Sie hat in Gemeinschaft mit einem Herrn gelebt, nämlich ohne Sakrament, Herr Moritz. Und wie der Herr ihr untreu geworden ist, hat sie sich aufgehängt. In der ganzen Gegend kennt man die Geschichte, und niemand vor Ihrer Mutter hat das Haus zu mieten gewagt.“

Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Eine erhängte Frau, die aus dem Jenseits kam, um mir meinen Bindfaden zu stehlen und das Holz von Papas Hacke zu verschlingen! Wahrhaftig, das überstieg meine Vorstellungskraft. Ich wußte nun, was zu wissen ich verlangt hatte. Aber ich war nicht klüger als zuvor. Wenn ich schlief, kniete ein häßlicher Alpdruck auf meiner Brust; in Schweiß gebadet erwachte ich, drückte mich angstvoll gegen die Wand und hielt mir beide Ohren zu, um wieder einzuschlafen.

Erwachsene Personen wie meine Mutter und

die Magd fürchteten sich vor dem Gespenst. Was sollte ich davon halten? Beim Morgengrauen freilich nahmen meine Gedanken eine neue Richtung. Es schien mir jetzt höchst unwahrscheinlich, daß eine erhängte alte Frau, die gewiß schon abscheulich vermodert war, aus dem Grabe steigen sollte, nur um eine Köchin zu necken und ihr die Geschirrtücher fortzutragen. O nein, das Gespenst war gewiß ein Tier besonderer Art, das sich gern in schlecht verriegelten Räumen, hauptsächlich aber in verwahrlosten Häusern aufhielt. Ja, ich war geneigt zu glauben, daß man mir nur von einer „Toten“ sprach, um mich nicht allzusehr mit einer Gefahr zu schrecken, die lebendig meiner lauerte.

Das Geständnis der alten Närrin von Magd war zu leicht und fließend herausgesprudelt, um in allen Stücken glaubhaft zu dünken. Bald erfüllte mich ganz der heldenhafte und blendende Wunsch, „das Tier“ zu fangen. Ich war stark und geschickt, ich wußte über die Gewohnheiten der Indianer Bescheid, und wenn ich mich erst auf dem Kriegspfade befand, sollte mich keine Macht der Welt zur Umkehr zwingen.

Welch rühmliches Abenteuer galt es zu bestehen, wie viel Ehre zu gewinnen! Meine Mutter würde gewiß vor Freude weinen wie am Tage, da ich bei der Preisverteilung in der Schule das schöne Buch erhielt, und mein Vater

würde mich seinen tapferen kleinen Jungen nennen. Marie aber konnte sich wieder in der Dämmerung zu ihrer Petersilie im Garten wagen. Ich war also entschlossen, gegen den Feind, der uns alle bedrohte, ins Feld auszurücken.

Auch mein Kriegsplan stand schon fest. Ich beabsichtigte, einen Graben zu ziehen, den ich mit Laubwerk verdecken wollte, wie dies die amerikanischen Trapper bei ähnlichen Anlässen zu tun pflegen, und es war unvermeidlich, daß mein „Tier“ bei seinen Streifungen, die offenbar, sei es bei Tage, sei es zur Nachtzeit, immer denselben Weg zurückführten, mitten in dieses Loch fiel. Und dann sollte es nur schnell die silbernen Fingerhüte, die Rechen, die Taschenmesser und all die andere unverdauliche Nahrung ausspeien, mit der es sich bedauerlicher Weise zu mästen beliebte.

Ich zog also vor dem letzten Buchsbaum einen ziemlich tiefen Graben und verdeckte ihn mit Klumpen von Rasen und grünen Reisern. Die ausgehobene Erde verstreute ich über den ganzen Garten.

Erst bei Einbruch der Nacht aber konnte ich an die Vollendung meines finsternen Werkes schreiten. Um den Spott oder gar das Verbot meiner Eltern zu vermeiden, gebrauchte ich die Ausrede, ich wollte im Garten Vögel fangen.

So lange die Sonne am Himmel stand, hatte ich aus vollem Halse gesungen, beglückt von meiner ritterlichen Absicht und meine kühnen Pläne überdenkend; voll Verachtung auch für „das Gespenst“, das doch nur irgend ein Tier war, „was zu beweisen“ ich eben im Begriffe stand.

Des Abends jedoch verdunkelte sich der verdammt Garten in ganz furchtbarer Weise, die Kapuzinerbäume schimmerten wieder dunkelgrün wie die feuchte Haut einer Kröte, und das Tiefauge des Bodenfensters starrte mich vom Giebel des finsternen Hauses schreckhaft und verzweifelt zugleich an. Ich ließ meine Werkzeuge fallen, Spaten, Schaufel und Rechen, und floh plötzlich, ohne mich umzusehen, als wäre mir der dritte Buchsbaum, der plötzlich seine grüne Kapuze zu heben schien, auf der Ferse nachgefolgt.

Beim Hause angelangt, schöpste ich einen Augenblick lang Atem, sehr beschämt über die eigene Furcht. Wie? Hatte ich all meinen schönen Mut verloren? „Bist du eine Memme?“ fragte mich mein Gewissen.

Wenn die Gartengeräte dort unten liegen blieben, würde man natürlich wieder sagen, daß ich schlimme Streiche trieb. So vortrefflich war die Falle ausgedacht und ganz nach Wunsch glückt! Ich wandte mich um und spähte nach allen Seiten. Dort unten irgendwo, zwischen dem

zweiten und dem dritten Buchsbaum, lag die Grube . . . Wie seltsam! In der Dämmerung verlor ich die richtige Schätzung der Entfernung. Befand sich die Grube mehr links oder mehr rechts? Nun? Was bedeutete dies? . . . Ich, ein so gewiñter Junge, fand mich nicht mehr zu recht! Wie schwarze Löcher gähnten die Alleen; die Sträucher, die ganz eng von Winden umstrickt waren, stiegen zitternd in die Luft auf wie Rauchsäulen. Hoch in die Wolken streckten die mächtigen Bäume ihre Wipfel, und der aufgehende Mond starrte aus dem Blattwerk wie ein gelbes Auge, das häßlich der runden Bodenluke nachzuäffen schien.

Plötzlich standen mir alle Haare zu Berge bei dem Gedanken, daß sich ‚da unten‘ zwischen dem zweiten und dritten Buchsbaum eine Grube befand, die ich selbst ausgeschafelt hatte, ein Grab, das eines Toten zu harren schien . . . ein Grab für die erhängte Frau, für das ‚Gespenst‘. Kann denn ein Tier so groß sein wie eine Frau, die eine lange Schlepppe hinter sich herschleift! Und Marie hatte sie doch gesehen. Mein Blut erstarnte in den Adern, meine Knie versagten mir den Dienst.

„So geh doch! Willst du wohl gehen, Memme!“ schrie mein Gewissen mir in die Ohren.

Und plötzlich, wie von einem rasenden Schwindel erfaßt, brüllte ich: „Vorwärts!“

Wie eine Kugel schoß ich dahin. Ich glaube sogar, daß ich mit geschlossenen Augen lief, ohne auf den Weg zu achten, in der festen Überzeugung, daß mein Blick, sobald ich ihn nur hob, der erhängten Frau begegnen mußte, die sicherlich eben jetzt hinter einem Dickicht hervortrat. Denn, ach, ich erkannte jetzt, daß es sich keineswegs um ein diebisches Tier handeln konnte. Ganz deutlich fühlte ich das Walten einer geheimnisvollen Macht, eines „Unbekannten“, der mich zu sich zog, der mich in seine Arme riß, der mich gleichsam in die Tiefe dieses Friedhofgartens hineinschläng. Mein Herz hämmerte, als hätte es zerspringen mögen.

Da hörte ich mich selbst flüstern: „Ich werde mich niederbeugen und mit der rechten Hand nach der Hacke, mit der linken nach der Schaufel greifen. Gut bewaffnet soll mich das Verhängnis antreffen . . . Richtig, die Hacke liegt unter einem Johannisbeerstrauch und die Schaufel auf einem Rasenklumpen. Wenn ‚sie‘ nur die Werkzeuge noch nicht an sich genommen hat. Nun heißtt es sich in acht nehmen. Eins . . . zwei . . . drei . . . Jetzt mache ich die Augen auf, mag geschehen, was wolle. Ich muß schon an der richtigen Stelle angelangt sein.“

Wirklich öffnete ich die Augen, und mit einem Verzweiflungschrei, der furchtbar die Brust meiner

Mutter zerschneiden mochte, öffnete ich auch die Arme; denn unter meinen Füßen begann der Boden zu schwanken. Kopfüber fiel ich in die Grube hinunter. Und so heftig schlug mein Körper auf, daß ich das Bewußtsein verlor.

Lang ausgestreckt wie einen Toten fand man mich in der eigenen Falle gefangen.

Einen Monat lang rang ich mit dem Fieber. Sobald ich nur das Bett verlassen konnte, befahl meine Mutter, die Koffer zu packen. Sie verspürte keine Lust, auch nur einen Tag noch in solch einem „Ferienhause“ zu bleiben, wo sich von selbst Gräber öffneten, um kleine Jungen zu verschlucken. Denn sie wollte durchaus nicht an die Geschichte von meiner Falle glauben. Es war mir unmöglich, ihr begreiflich zu machen, daß ich ein Gespenst hatte fangen wollen, nicht anders, als wie man ein gemeines Wiesel fängt . . .

Übrigens, wenn ich die Sache recht bedenke: war es nicht am Ende wirklich das Gespenst, das sich meiner eigenen Hände Werk bediente, um mir eine Falle zu stellen?

Das große
Festmahl
der Schatten



II der Behutsamkeit eines Menschen, der Geringes schähen gelernt hat, öffnete der Landstreicher seine Salzdüte. Er legte sie auf das karierte Taschentuch, das ihm gewöhnlich als Tischtuch diente und in das er vorher sein Brot eingeschlagen hatte. Dann begann er umständlich seine Zwiebel zu schälen, eine dicke Zwiebel, die er langsam verspeiste.

Er lag auf dem Bauch, seine Beine versanken im hohen Gras und die Mühle war ihm tief in den Nacken gerutscht, während er nun mit Kennermiene die Zwiebel in das Salz tauchte, bedächtig kleine Stückchen von ihr abbiß und dazu ungeheure Stücke Brotes verschlang. Die Rinde hob er für zuletzt auf und rieb sie anständig zwischen seinen Fingern, denn er hatte sich's in den Kopf gesetzt, daß die Zwiebel genau so lange ausreichen sollte wie das Brot.

Es war ein Tag im Juni, mitten im offenen Land, und die Sonne schien.

Um Rande des Tischtuches, vielmehr des Taschentuches, das vor dem Landstreicher ausgebreitet lag, konnte er einen Wald von grünen Reisern überblicken, einen Wald, der ganz erfüllt war von aufgeregten, kriegerischen, gleichsam be-

waffneten Insekten; von winzigen Raubtieren, von braunen Blattläusen, roten Ameisen, von Fliegen mit weit vorgestreckten Rüsseln, von einem ganzen Haufen gefräßiger kleiner Tiere mit metallisch schimmernden Brustharnischen.

Das erste Salzkorn, das ins Gras fiel, brachte sie in Aufruhr. Sie gerieten in geschäftige Bewegung und zogen sich schließlich beleidigt zurück.

Über dem Walde aus grünen Reisern, der ungeheuer groß erschien, wenn man dicht vor ihm lag, erhob sich ein zweiter Wald, der in der durchsichtig reinen Luft den Horizont begrenzte, ein anderer Wald aus wirklichen Bäumen, der, viele Meilen entrückt, sich wie ein Spielzeug ausnahm.

Inmitten der grünen, dichtbelaubten Bäume stand auf einem Wiesenplan ein gewaltiges Schloß mit so überflüssig vielen Fenstern, daß man den Bau für eine Kaserne hätte halten können, mit Gärten und Terrassen wie mit Ringmauern befestigt, die bis zum Fluß hinabreichten.

Es gab nämlich auch einen breiten Fluß.

Zwischen dem Wald aus riesenhaften Gräsern und jenem anderen aus winzigen Bäumen spannte der ferne Wasserlauf einen dünnen Silbersaden.

Ganz still war die Luft, alles ringsum wie in lauter Schönheit getaucht. Man hätte weinen mögen vor überschwänglicher Lust.

Der Landstreicher setzte also seine Mahlzeit fort.

„Es muß Mittag sein,“ dachte er laut. Eine Glocke gab ihm die Antwort, nicht etwa eine feierliche Kirchenglocke, sondern ein kleines, lärmendes Glöcklein, das sich nicht abweisen ließ und gellend, rasend aus ganzer Kraft hin und her schwang, ohne daß man seine Schläge hätte zählen können.

„Was ist das?“ fragte sich erstaunt der Landstreicher.

Das große Schweigen wurde von diesem Glockengeläute in Aufruhr gebracht wie ein Teich, den plötzlich das Quaken der Frösche aufröhrt.

„Aha,“ dachte der Landstreicher, „man geht im Schloß zu Tisch!“ und seine Achseln zuckend, überlegte er weiter: „Wie die sich vollstopfen mögen!“

Er war gewiß kein schlechter Mensch, der Landstreicher, aber da er viel Zeit in Kasernen und Gefängnissen zugebracht, hatte er alle großen Gebäude hassen gelernt, insbesondere solche, die zu gar nichts dienten.

Während er mit viel Appetit seine Zwiebel verzehrte, seiner Freiheit froh und seiner beständigen Wanderungen, die ihn zum Herrn seiner Zeit machten und ihm schließlich doch noch genug rohes Gemüse für seinen gesunden Magen brachten, glaubte er die Prasserei da oben zu schauen, berechnete die Zahl der Speisen, stellte sich ihre

prächtige Anordnung vor, — erzählte man doch, daß es reiche Leute gäbe, die ihre Mahlzeit mit der Suppe beenden, — auch deren angenehme Abwechslung, die vergoldeten Schüsseln, die Tischtücher mit Spitzenbesatz und den Wein, ganz besonders den Wein, der gewiß in breiten Kaskaden von der Tafel floß, gewaltiger noch als der Strom, den er in der Ferne enteilen sah.

Zornig griff er in die Luft und schrie: „Lauter Diebe sind diese reichen Leute!“

Seine Mahlzeit war nun beendet, sein karriertes Taschentuch sorgfältig gefaltet, das Salz in der Tasche verwahrt. So erhob er sich, nahm seinen Stock auf, ließ ihn drohend über seinem Kopf wirbeln und brummte vor sich hin:

„Man könnte einmal nachsehen.“

Schnell brach er auf, als ging's zum Angriff.

Er wußte übrigens nicht, wie er seine Zeit hätte besser verwerten sollen. Hierhin oder dorthin, es galt ihm gleich, welchem Ziel er entgegenschritt.

Zuerst mußte er eine Brücke suchen, dann, als diese überschritten war, stieß er gegen ein tückisches Gitter, das Wald und Park abschloß. Endlich fand er eine Mauerbresche, über die er, wie zu einem Sturmlauf, schimpfend und fluchend kletterte.

Vor der großen Freitreppe des Schlosses

machte er Halt, gleichsam niedergeschmettert von ihrer erdrückenden Pracht. Ein Schauer durchlief ihn, ein seltsamer Schauer, dessen man sich nicht erwehren kann, wenn man Großes erblickt, das dem Tode verfiel.

Zu seinen Füßen zogen sich breite Wagen-spuren von der Freitreppe bis zum Parkgitter, aber die dichten Moos-schichten, die sie überdeckten, gaben Zeugnis, daß die letzten Wagen, die hier vorübergekommen, seltsam schwer und langsam in ihrer Bewegung gewesen waren und sicherlich weit fort von diesem Hause führten. Keine Blume blühte auf dem Rasen, verlassen und traurig nahmen sich die Terrassen aus, die sich weithin dehnten. Wie zahnlose Mäuler standen die Fenster offen, als hätten sie die Sonne in sich hineinschlingen wollen. Graue Flechten wucherten auf den Treppen; man schlug gleichsam den Armen ins Gesicht, es sollte ihnen gezeigt werden, man sei hier so stark, daß man sich keinen Zwang aufzuerlegen brauche und nicht genötigt sei, gute äußere Formen zu wahren.

So klomm der Landstreicher die Stiege empor, mit erhobenem Stock, die Mütze über die Augen gezogen; ein böser Ausdruck lag in seinen Zügen.

Auf einer Stufe der Freitreppe saß da ein Greis in schlechter Kleidung, bemüht, einen ganz kleinen Rosenstock in einen Topf zu pflanzen.

Rings um ihn standen andere Blumen in Töpfen, gemeine Levkojen, eine blasser Ringelblume, eine weiße Hyazinthe, ganz klein, schattenhaft, spät erblüht, ohne Sonne aufgesproßt; man möchte an ein mageres kleines Mädelchen denken, das nur mit einem Hemde bekleidet war.

Die sechsunddreißig klaffenden Mäuler des riesenhaften Schlosses schienen jetzt allesamt nur aufgesperrt, um diese kleinen Töpfchen zu verschlingen.

Da der alte Mann aber sehr gutmütig aussah, zog der Landstreicher seine Mütze.

„Bitte, nehmen Sie mir's nicht übel,“ sagte er, „es ist schon recht heiß in diesem Jahr, könnte man ein Gläschen Wein bekommen?“

Der Greis lächelte.

„Schlechten Kreuzer wohl,“ antwortete er sehr sanft, froh, mit jemandem sprechen zu können. „Nur schlechten Kreuzer. Schon seit langem trinkt man hier keinen Wein mehr.“

Und man kam ins Schwatzen, während zwei Gläser mit Kreuzer auf dem marmornen Geländer der Freitreppe standen.

Das also war die große Teilung.

„Die Herrschaft ist verreist?“ fragte der Landstreicher.

Der alte Mann schüttelte sich vor Lachen.

„Die Herrschaft? Es gibt keine Herrschaft.“

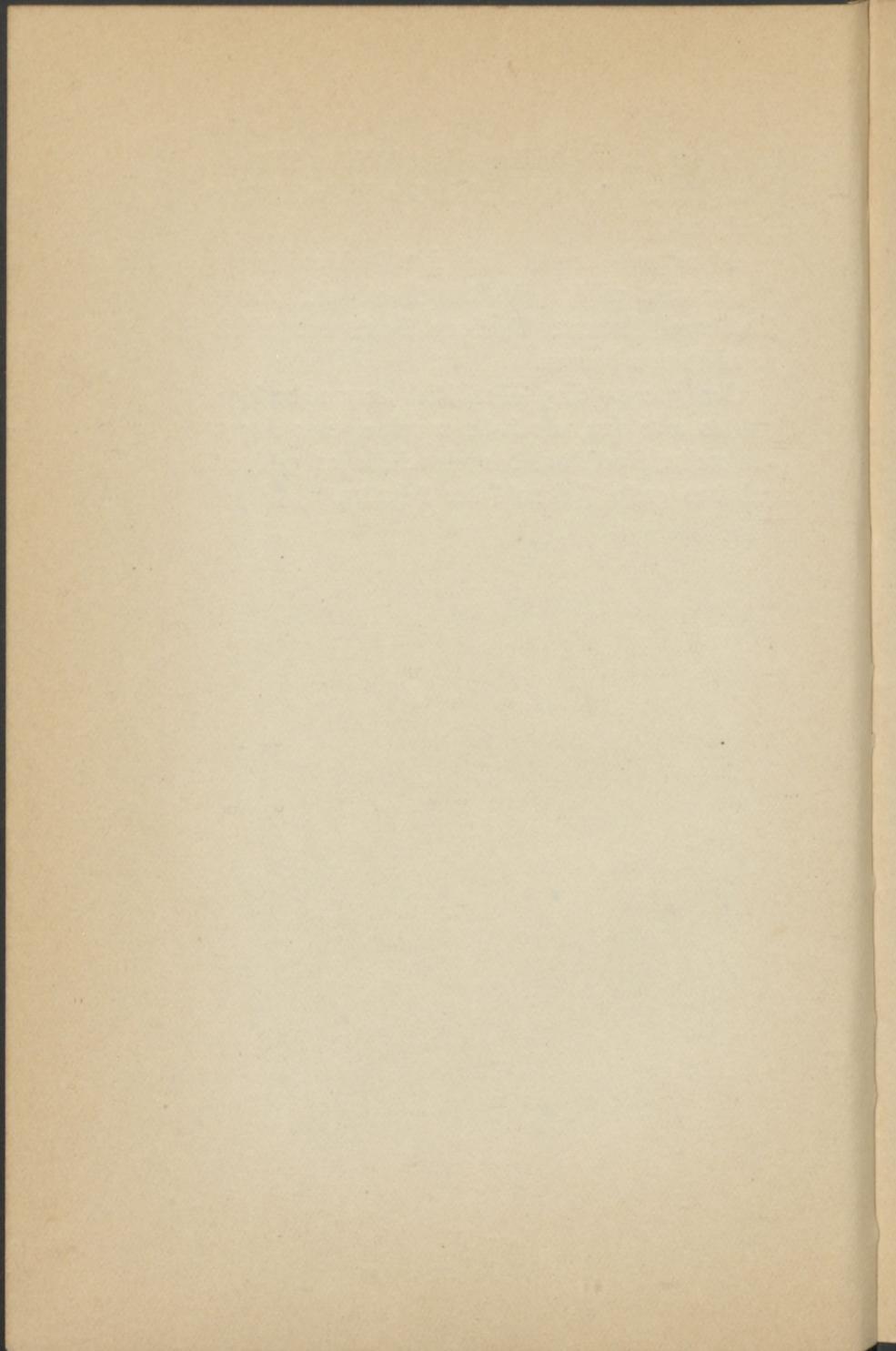
„Und das Glockengeläute vorhin, das zum Mittagessen rief?“ sagte der Landstreicher. Er glaubte, daß man sich über ihn lustig machen und ihn nur schnell loswerden wolle.

„Nein, mein guter Freund, hier gibt's nur eine verrückte alte Person, die sich's in den Kopf setzt, das Schloß nicht zu verkaufen. Aber sie tut nicht recht daran, denn alles hier wird brüchig und zerfällt. Ich habe als Diener bei ihr bleiben müssen, denn ich bin schon zu alt, um eine andere Stelle zu finden. Lassen Sie's gut sein, die Arbeit ist nicht gar schwer bei so einem achtzigjährigen Fräulein, die keine andere Speise mehr als Milchkoch verträgt. Und auch von dem nimmt sie nur gerade einen kleinen Löffel voll. Wein? Vom bloßen Geruch würde sie in Ohnmacht fallen, und ich selbst trinke kaum noch welchen. Da müßte man mir erst meinen Lohn auszahlen, den man mir schon seit langem schuldig ist. Ach so, die Mittagglocke! Wissen Sie, das Fräulein ist taub, aber sie will doch haben, daß man läutet: aus alter Gewohnheit. Sie hat so ihre Eigenheiten: das macht ihr Spaß, mich an der Schnur ziehen zu sehen. Dicht neben ihr bewegt sich da oben die Schnur, und so glaubt sie die Glocke zu hören. Sie kommt niemals herunter, sie geht nicht aus, sie begnügt sich damit, unter den Trümmern ihr Leben zu fristen. Nein, sie können

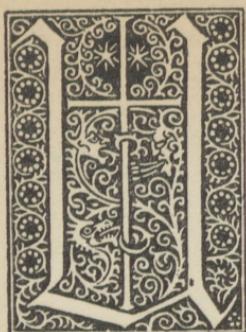
mir's aufs Wort glauben, ein wirkliches Mittagessen gibt es hier nicht. Kein Mensch betritt den Speisesaal."

Schweigend trank der Landstreicher seinen Kreuzer aus, wischte sich den Mund mit seinem Rockärmel, stotterte flüchtigen Dank und schlich verwirrt von dannen.

Den ganzen Tag aber blieb er nachdenklich und es war ihm, als habe er mit eigenen Augen den weiten Speisesaal des toten Schlosses geschaut und das große Festmahl der Schatten.



Die letzte
Versuchung



ND ein Sturmwind kam vom Norden her, der das ganze Pfarrhaus umklammerte und wie mit zornigen Schultern gegen alle vier Ecken des grauen Gemäuers stieß.

„Wenn der Wind heult,“ murmelte seufzend der älteste unter den drei Priestern, „sehe ich immer die kleinen Boote draußen auf dem großen Meer, wie sie sich drehen, wie sie tanzen. Sie sind verloren, sage ich mir, und dennoch in der Hand dessen, von dem alle Erlösung kommt! Labussière, nehmen Sie noch Knödel? Sie müssen schon Augustine den Gefallen tun. Die brave Person ist seit frühmorgens beim Herd geschäftig; alles Ihnen zu Ehren. Glauben Sie nur ja nicht, daß wir jeden Tag solche Gastereien haben. Ich esse überhaupt nichts oder beinahe nichts.“

Der Abbé Labussière streckte seinen Teller hin.

Und der alte Pfarrer von Amblars fuhr fort.

„Das war ein schönes Schauspiel heute morgen, all die Kinder, die zur Firmung gingen.“

Über sein gütiges Antlitz zuckte es wie fernes Wetterleuchten.

„Tawohl,“ sagte der Abbé Jorit, „aber mit dem Eiser ist es vorbei. Die Eltern sitzen da, ohne an der rührenden Zeremonie teilzunehmen,

und die Zeremonie selbst ist auch wirklich nicht mehr so rührend wie ehedem; die Erwachsenen kümmern sich kaum noch um derlei Dinge.“

„Die ganze Provinz ist vom Sozialismus verseucht.“

„Gerade in Paris, Herr Pfarrer, wo doch der Sozialismus zu Hause ist, findet man Sonntags gar keinen Platz in der Kirche.“

„Natürlich,“ erwiderte der Pfarrer von Amblars boshaft. „Die Pariser sind überall zu haben, wo es was zu schauen gibt.“

Er wischte sich den Mund.

Man hörte auf, vom Amt zu sprechen.

Der Pfarrer von Amblars hob seine Augen zur Decke, als suchte er etwas.

Augustine hatte vergessen, den Gazeüberzug vom Luster zu nehmen; der gelbliche, schmutzige Stoff, hinter dem die Kupferarme des Kronleuchters eingesperrt waren, nahm sich nicht gut aus, etwa wie das Metallneß vor einer Speisekammer. Gleichwohl konnte man dem Raume nicht einen gewissen Reiz absprechen, wie er so durchaus erfüllt war vom Widerschein der prasselnden Scheite im hohen Kamin.

Alles schien sauber, auf den Glanz hergerichtet. Die Tapete mit ihren grauen Blumen auf grauem Grund hätte man für zartes, von der Abendsonne durchleuchtetes Gewölk halten

können, aus dem ganz ferne die Bildnisse des Heilands und der Mutter Gottes emportauchten, Raubvögeln mit einer Krone auf dem Haupte gleichend.

Vor die Fenster waren schwere Vorhänge aus bronzefarbenem, mit einer Guirlande verziertem Damast gespannt. Die Jungfrauen vom Orden der heiligen Theresa hatten sie gestickt.

Zwei bauchige Uhrlampen, die man in Petroleumbrenner umgewandelt hatte, richteten ihre Flammen steil in die Höhe. Es war sehr warm.

Auf der Tafel hatte man alle Reichtümer ausgebreitet, die man aus verstaubten Truhen hatte holen können, Damasttücher, die nach Zitronenkraut dufteten, schweres Silberzeug, Messer und Gabeln mit geflochtenen Stielen, die wichtig in den Händen lagen, durchsichtige, uralte Porzellanschüsseln mit Scharten an den Rändern. Auf chinesischen Untertassen, zu denen die Schalen verloren gegangen waren, standen in finsterer Reihe verstaubte Flaschen: Médoc, Sauterne; die letzte Flasche aber, der Rheinwein, lag geruhsam in einem zierlichen Körbchen.

Ein seltsamer bläulicher Ton hob sich von den Stielen der Gläser, auf denen ein Reif azurfarbener Perlen lag, und brach die natürliche Farbe des Weines. Ein wunderbarer Duft stieg aus den Schüsseln empor.

Man aß Fleischknödel, die wie eine Schar dicker Küchlein um eine knusperige Henne versammelt waren. So goldig braun glänzte die Henne, daß man sie für Trugwerk halten möchte. Zur Linken und zur Rechten der Hauptschüssel harrten als Zwischenspeise, in kleinen Töpfen hergerichtet, kalte Lerchen, deren Füße sich mit einem rührenden Ausdruck des Leidens durch gekräuseltes Papier schoben. Dann gab es noch Gurken mit Weißbrot gefüllt, das man vorher in Milch getaucht hatte, und im Hintergrunde wartete auf einer Anrichte ein Mandelschaum, der im Fett schwamm, während neben ihm eine ganze Batterie trockener kleiner Kuchen bereit standen.

Der Pfarrer von Amblars kostete nur ein wenig von jedem Gang. Ein Heer von Ameisen schien um seinen Teller zu laufen; es waren die Abfälle des Schnupftabaks, mit dem er sich beide Nasenlöcher vollstopfte.

Heute abend schien der alte Pfarrer zerstreut, er dachte unausgesetzt an seine Hündin, eine ‚Finnländerin‘, die Junge werfen sollte. Der Arzt und der Notar bekamen je eines davon, die übrigen mußte man eben ersäufen. Der Pfarrer liebte die Tiere.

Der Abbé Labussière hörte indessen kaum zu trinken auf; er schlürfte den Wein in raschen Zügen, ohne sich um die Marke noch um das Alter zu kümmern.

Der Abbé Jorit hingegen, der jünger war, vertiefte sich in die Auffchriften der einzelnen Flaschen, wärmte mit seinen Händen die gekropften Stiele der Gläser, überlegte lange, schnupperte dann hierhin und dorthin und begann schließlich wieder zu essen, ohne überhaupt getrunken zu haben.

Frau Augustine trug den russischen Salat in einer Schüssel aus baurischem Steingut auf (die weiße Salatschüssel war zerschlagen worden); Kapuzinerblüten zeichneten eine Arabeske von rot-gelbem Samt auf das sternförmig angeordnete Gemüse.

Andächtig stellte Frau Augustine die Schüssel nieder. Ihr magerer Leib steckte in einem hellbraunen Wollkleid, über dem eine Schürze aus schwarzer Seide hing. Auf dem Kopf saß ihr eine geglöckelte Haube. Noch ganz wohlerhalten sah sie aus, die Frau Augustine, und ihr Stolz schien es, daß sie gleichsam mit zur Kirche gehörte. Auch ein wenig eitel war sie, und jeden Sonntagmorgen, wenn sie das Geschirr gewaschen hatte, nahm sie, ehe die Glocken zur ersten Messe riefen, ihre Ohrgehänge – zwei goldene Birnen – schnell ab, um sie im Seifenwasser mit einer Nagelbürste zu reinigen.

Den drei Priestern war ihre Kunst wohl bekannt und sie brachten ihr Achtung entgegen.

Frau Augustinens größter Kummer schien es, einem alten Manne dienen zu müssen, der nicht imstande war, ein Masthuhn von einem Kapaun zu unterscheiden.

Die drei begrüßten sie in aller Vertraulichkeit.

„Noch ein Gang! Aber das ist ja eine teuflische Versuchung!“ rief Jorit.

„Knödel, Frau Augustine, wundertätige Knödel!“ sagte Labussière.

Und der alte Pfarrer von Amblars nickte mit dem Kopf und bestätigte nicht ohne Erstaunen, daß die Knödel hatten ein zweites Mal herumgereicht werden müssen.

„Man könnte glauben, bei seiner Eminenz zu speisen,“ schloß Jorit.

Frau Augustine senkte die Augen und wurde purpurrot vor Stolz, aber statt jeder Antwort brachte sie den Salat.

Nun folgte ein Augenblick ruhigen Behagens.

... Und ein neuer Windstoß kam von Norden her, noch ungestümer als sein Vorgänger, und stieß wie mit einem Ruck seiner Schultern die Fensterladen zu, daß die Grundfesten des Hauses erzitterten.

„Richtig, wie geht's meiner Hündin?“ fragte der Priester besorgt. „Hat sie genug Stroh? Hat sie zu fressen bekommen? Nicht wahr, Frau

Augustine, Sie vergessen das nicht? Und dieser böse Wind! Was macht das arme Tier?"

„Es geht Threr Hündin sehr gut, Herr Pfarrer. Es ist schon so weit. Sie schnuppert zum Stroh und wendet es. O, die sieht auf Ordnung in ihrer Hütte.“

„Diese Finnländerin“, sagte Jorit, „ist ein hübsches Tier, so schön weiß! Geht sie gut auf Rebhühner?“

„Nun ja, man kann sie immerhin für einen Hühnerhund gelten lassen,“ sagte Labussière, wie einer, der sich auf die Jagd versteht. „Die Witterung lässt freilich zu wünschen übrig. Schießt wie eine Kugel bald hierhin, bald dorthin, ein Windhund könnte es auch nicht ärger treiben; schlägt bei einem Kaninchen wie bei einem Wolf an. Zu heiße Nase, jagt sogar Schmetterlinge, zu viel Temperament.“

„Verzeihung, Verzeihung,“ unterbrach ganz ängstlich der alte Pfarrer. „Die Finnländerin darf doch gar nicht jagen, sie muß mich beschützen, jawohl, mich beschützen.“

„Ach was,“ rief Labussière, der in Hitze geriet, „da sollten Sie nur einmal die Hunde vom Dr. Carjol sehen; den Abgeordneten meine ich. Welch schöne Meute! Gestern ist die ganze Jagd mit Fanfarengeschmetter an meiner Pfarre vorübergegangen. Dreißig Treiber! Einen Keiler

haben sie geheizt, kaum drei Jahre alt. Das gab ein Lärm! Nicht einmal die Messe konnte man lesen dabei."

Der alte Priester richtete sich hoch auf.

„Ihr Abgeordneter! Sie wissen, Ihr Abgeordneter ist nicht der meine. Er möchte gern für einen großen Herrn gelten und trägt einen roten Frack wie die Affen. Aber in dem Skandal von Issoire spielt er eine sehr häßliche Rolle.“

Mit viel Feierlichkeit kostete Torit vom Sauterne.

„Herr Pfarrer,“ sagte er gut gelaunt, „es haben sich so viel Schmähungen in der Provinz-
presse verbreitet, daß man nicht mehr weiß, woran man sich halten kann und wer im Recht ist: die Kirchenkasse oder er. Ich glaube, man hat noch gar nicht im Grundbuch nachgesehen. Man sollte sich doch lieber entschließen, einen Vertrag zu vernichten als das ganze Priorat. Und was das Nutzwasser anbelangt, das muß man doch kanalisiieren; wohl verstanden, im Prinzip muß man es kanalisieren. Nichts ist freilich leichter, als auf dem Papier Entwässerungsanlagen herzustellen.“

Und er lachte.

„Ich bin nicht Threr Ansicht,“ stieß der alte Priester ganz erregt hervor und begleitete seine Rede mit müden, greisenhaften Bewegungen.

„Dem armen Pfarrer von Voreuse geht es wie

mir. Ihn bei seinem Alter zwingen, seine Gewohnheiten zu ändern, hieße ihn morden. Laßt nur, laßt, er wird nicht mehr lange leben. Jawohl, das nenne ich schändlich gehandelt von solch einem jungen Deputierten. Und alle sind sie jetzt so jung . . . viel zu jung."

Ein tiefer Haß gegen alle starken, lebendigen Menschen, der gleichsam in seinem ganzen Körper saß, blitzte ihm jetzt aus den gutmütigen Augen.

Labussière zuckte die Achseln.

„Ich“, sagte er, „hätte mich ganz einfach mit der Demolierung abgefunden und gleich wieder mit dem Neubau begonnen. Übrigens war die Klosterschule gar nicht direkt mit dem Gymnasium verbunden. Eine abscheuliche kleine Gasse gab's dazwischen, eigentlich weniger eine Gasse als eine Abladestelle für allerlei Unrat . . .“

Eine ganze Weile lang stritt man hin und her, wie sehr wohlerzogene und eigensinnige Leute zu streiten pflegen.

Jorit zitierte eine Stelle aus der Rede des Gemeinderates, Labussière unterbrach ihn mit einem ungeduldigen Schlag auf das weiße Tischtuch und griff böse nach seiner Gabel. Dann führten alle zugleich die Gläser zum Mund.

Der Nachtisch wurde aufgetragen, und Augustine ging hinaus, um nach der Hündin zu sehen, weil

der Pfarrer von Amblars sich wieder um ihretwillen beunruhigte.

Aber gleich kam die Alte verstört zurück.

„Herr Pfarrer,“ sagte sie mit erstickter Stimme, „es will jemand mit Ihnen sprechen.“

„Mein Gott, wer kann das sein?“

Und der Greis sprang auf. Er war jetzt geneigt, überall Feinde zu vermuten. Auch die beiden anderen wurden jetzt unruhig.

„Es ist ein Priester . . . den ich nicht kenne und . . . sehen Sie nur, hier kommt er schon . . . hier.“

Sie versteckte sich hinter dem Tisch, während der Wind von der Gartentür her schräg über die Lampen fuhr und die Flammen niederpresste. Ein Zylinder sprang mitten entzwei. Scharfer Rauch stieg aus dem Kamin, ganz blau wie dampfender Punsch. Und wie in einem Kessel die Gewalt des eisigen Wassers, das einströmt, den kochenden Brodem emporwirbelt, so trieb nun mit einem Schlag die kalte Zugluft alle behagliche Wärme des Raumes zur Decke hinauf.

Ein durchsichtiger Vorhang schien sich zwischen die Tür zu schieben. Es war der Mantel des Priesters, der eben eintrat, ein merkwürdiger Mantel, mit Falten, die steif zu Boden fielen, aus einem lichten Stoffe, grau oder gelb, weiß beinahe, der Rock eines Missionars oder eines Almoseniers, der durch ferne Länder gereist ist.

Groß an Gestalt schien der Priester, weil er hoch die Stirne trug. Wohl umhüllte das geistliche Kleid seine Glieder, aber kein Schermesser hatte sein Haar berührt. Starr und bewegungslos war sein Körper, gewaltig wie ein Baumstamm. Für ein furchtbares, geheimnisvolles Wesen mochte man ihn halten, das sich in einen Baum verwandelt hätte.

Jetzt trat er näher, und da er zum Gruße den Hut zog, sah man auf seiner Stirn eine kaum vernarbte Wunde, so furchtbar, wie sie nur ein Säbel ins Fleisch zu schneiden vermag oder der Prankenschlag eines Tigers. So rein blickten seine Augen wie die Augen eines Kindes oder die einer wunschlosen keuschen Frau. Unter dem dichten Vorhang der Wimpern erstrahlten hell die blauen Sterne, wie Blumen, die aus dem Schatten eines tiefen Brunnens emportauchen. So edel geschwungen wie der Bug eines alten Normannenschiffes schien seine Nase, deren Flügel sich scharf abhoben, als hätte man sie mit zwei wuchtigen Meißelschlägen in den Marmor des Antlitzes gezeichnet. Dadurch bekamen seine Züge einen herausfordernden Ausdruck, und doch lag es wie unendliche Güte über seinen ein wenig vollen Mund gebreitet. Man sah es seinen Lippen an, daß sich oftmals gewiß die starken Zähne in ihr Fleisch geschlagen hatten,

mit der ganzen Wildheit, die ein Teil der Ehrbegierigen ist.

„Ich bin,“ sagte er mit trockiger Stimme, „ich bin der Pfarrer von Boreuse. Viel Dank, meine Herren, für die freundliche Aufnahme. Ein schlimmer Wind weht heute abend, mein Weg führt mich vom Bahnhof der Kreisstadt zu meiner neuen Pfarr, und schlecht bestellt ist's heute um die Straßen. Welch eine Gegend! Sie gestatten wohl, daß ich hier eine Stunde raste.“

Labussière und Jorit griffen sogleich nach dem Hut und dem weißen Mantel des Fremden, voll innerer Freude, die heiligen Pflichten der Gastfreundschaft an ihm erfüllen zu können. Augustine jedoch blieb wie gebannt und schürte die Flamme, warf neue Scheite in die Glut, indessen der greise Pfarrer von Amblars erschaudernd auffschrie.

„Nein, ich kenne Euch nicht, Herr, wie Ihr mich nicht kennt. Ihr seid nicht der Pfarrer von Boreuse, Ihr seid jung, Ihr.“

Man sah sich erschreckt an. Augustine griff nach einer Schüssel, die mit Resten des Mandelschaums noch auf dem Tische stand, und lief schleunig aus dem Gemach.

Der Pfarrer von Boreuse lächelte.

„Wohl, wohl,“ sagte er in seiner zwanglosen Art. „Das ist ganz richtig . . . Der andere, mein erstes Ich, ist tot.“

Hin und her schwirrten die Rufe, alle sprachen zu gleicher Zeit, sehr erregt vom reichlich genossenen Wein und von ihrem Kummer, der einer Freude zum Verwechseln ähnlich sah, denn am Ende scheint ja der Tod eines Nachbarn nichts anderes als eine Gefahr, der man selbst entronnen ist. Voll Verachtung sprach man über den Abgeordneten von Issoire, stritt über die grundbuchmäßige Abgrenzung des Priorats und bot dem Gast zu trinken an.

Der neue Priester ließ seine Blicke von einem zum andern gleiten. Das Glas Sauterne stieß er zurück, und nur eine Tasse Kaffee ohne Zucker nahm er an.

„Wahrhaftig“, sagte er ein wenig spöttisch, „Ihr ahntet nichts von seinem Tod? Gestern ist er gestorben, beim Morgengrauen, weil man seinen Betschmel verrückt hatte. Gegen Nordosten gewendet konnte er seinen Gott nicht finden.“

Betroffen hörte man, was der Fremdling erzählte. Der Pfarrer von Ambiers begann erschüttert zu weinen. Der Name Gottes, den der Fremde aussprach, brachte aber schließlich alles wieder in Ordnung, wie eine Hand, die fürsorglich zugreift. Die Priester schlügen eilig ein Kreuz wie Leute, die sich mitten in einem Unglück besinnen, daß es irgendwo noch einen braven, begüterten Herrn gibt, der ihnen über die schlimmste Not hinweghelfen wird.

Dann legte sich allgemach der Überschwang des Gefühls und man begann den Fremdling auszufragen. Weit her kam er in der Tat: dem Geiste nach sogar geraden Weges von Rom, so gestand er.

Seltsam klang seine Stimme, gedämpft und doch wie Gesang. Manchmal flocht er in kleinen Zwischenräumen einen Scherz durch seine Rede, wie Männer von Welt dies zu tun pflegen, und blieb stets dunkel unter dem lichten Gewand seines Wortes.

„Man mordet uns, o Herr, so kommt uns doch zu befreien!“ rief der Pfarrer von Amblars, indem er auf den Tod des armen Pfarrers von Boreuse anspielte.

„Glauben Sie mir, meine Herren“, entgegnete der Fremdling. „Wir sind es, die uns töten, nicht die andern. Es gibt der Mittel genug, uns die schuldige Achtung zu sichern, ich schwöre es Thnen.“

„Der Eifer der Gläubigen erlischt.“

„Es gibt Feuer, die nie verlöschen . . . und wenn der Zufall es fügte, daß ich ein Mittel besäße, daß ich es gefunden hätte und Euch nun seine Verwendung erklärte, — so sprech doch — würdet Ihr den Versuch wagen? so sprech doch, o Herren, denn ich sehe, Ihr seid verzweifelt! So sehr erhitzt ist Euer heiliger

Eifer, daß seine Blut sich dem armen Wanderer mitteilt, dessen Glieder starr sind vor Kälte."

„Hier auf dem Lande scheint alle Mühe vergeblich, Herr Pfarrer von Boreuse“, sagte Jorit mit einem leisen Lächeln.

Der Fremde erhob sich und ließ seinen Blick ringsum streifen, und es sah aus, als ob man Blumen streue.

„Nichts ist vergeblich, Herr. Wurden nicht gerade im Urwald einstmals blutige Altäre errichtet; wurden nicht furchtbare Schlachtopfer der Gottheit angeboten zur Entföhnung ganzer Geschlechter? Glaubt Ihr etwa, daß die Ordensregel des heiligen Bernhard, die sich verjüngte in einer neuen Ordensregel, ein wertlos Ding sei? Und wollte man wie ein Theologe sprechen, so handelte es sich doch nur um eine geringe Läuterung, die allerdings ungeheure Kreise zog. Höret mich an; die späte Stunde und das Zusammenklingen aller Wunder dieser Nacht führen uns zueinander wie Brüder, machen aus uns ‚Verchwörer des Guten‘. Wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen! Aber dies vernehmet von mir unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses: der Pfarrer von Boreuse ist freiwillig in den Tod gegangen! ... O, greift nicht in die Luft, als ob der Wahnsinn Euch peitschte! Ich weiß es, nur ich weiß es! Ich habe es erkannt; er fiel nieder,

da er seine Stube betrat, sein Fuß strauchelte über eine neue Stufe, die er zu finden nicht gewohnt war. Und ich glaube, daß es sein Wille war, zu fallen. Er ließ sich niedersinken, versteht Ihr wohl? Ich, der Bote, entsandt zu allen Seelen . . ., der Priester in der Wüste, bin berufen, die Stätte, an der man sich gegen Gott verging, zu sühnen durch geduldige Arbeit an dem Werk der Zukunft, dessen Aufdämmern man freilich nur an einer geringen Verschiebung des Bestehenden wahrnehmen mag. Einfache Seelen suche ich, Herzen, bereit sich hinzugeben, damit sie mit mir die Umgestaltung alles Stofflichen versuchen, des Stofflichen, aus dem der Geist ersteht."

Hochaufgerichtet stand er in ihrer Mitte, bewegunglos wie ein Baum, den der Blitz getroffen hat; wie ein dunkler Baum, in dessen Krone irgendwo zwei späte Blüten auffsprießen: denn etwas Blühendes und Leuchtendes lag in seinem wollüstigen Blick. Jegliches Lachen war von seinen Lippen geflohen. Wie ein Priester beim Hochamt stand er da.

„Höret, meine Brüder, allzu lange schon hat der Stoff um eines Brauches willen, den kein göttlicher Befehl heilige, um eines allumfassenden Gedankens willen, der falsch verstanden ward und Unheil verbreitete, sich also geformt, wie es ihm nicht zukam. Ihr wißt, geringe Ursachen

haben oft schwerwiegende Folgen, und da es nun einmal notwendig ist, daß die äußere Gestalt der Dinge ihren Inhalt spiegele, da man nicht auszulöschen vermag, was verbrieft und besiegt steht, ja nicht einmal ein Wörtlein daran zu ändern, kann nur allmählich liebende Fürsorge sich stärker erweisen als tausendjähriges Pergament. Wir müssen geringe Torheit auf uns nehmen, die sich in die größte Weisheit der Völker wandeln mag, die da kommen werden."

Wie ein Erleuchteter hob sich bei diesen Worten der Sprecher empor.

„Ihr Herren, es ist notwendig, daß die Hostie oval sei! . . . oder wißt Ihr etwa, warum sie jetzt rund ist? Niemand weiß es. Befraget die Schrift, schlaget die Bücher nach, die im Ruhm der Heiligkeit stehen: Ihr werdet es nicht finden. Die erste Hostie war ein Stück Brot wie anderes Brot, ohne bestimmte Gestalt. Keine Überlegung des Verstandes hat die Hostie rund geformt. Es ist vernünftig, es ist folgerichtig, daß sie oval sei.

Ich wiederhole es: in Wirklichkeit spricht nichts dagegen, alles dafür. Ich glaube, daß der Leib Christi sich schmal machen muß, um für den kleinen Mund der Frauen und Kinder zu taugen. Der Bekreuzigte wollte es so, und die Natur lehrte es durch ihr Beispiel, als sie das erste Ei formte. Man hat der Hostie die Gestalt unserer

runden Erde gegeben, aber man vergaß, daß die Erde an ihren Polen, die kein menschliches Auge je erblickte, sich abgeslacht hat, als scheute auch sie die Starrheit der Kreislinie und strebte auf geheimnisvollen Wegen nach neuer Gestaltung.

Es ist notwendig, daß die Hostie oval sei!

Allzu tief seid Ihr in den Beringfügigkeiten Eures Priesteramtes eingesponnen, so daß Euch entgeht, worauf allein es ankommt. Ihr Herren, meine Brüder, der Papst billigt mein Vorhaben, unter hohem Schutz steht mein Gedanke. Ohne dem gemeinen Volke Grund und Absicht zu ent-schleiern, werden wir die ovale Hostie verabreichen. Von einer inneren Unruhe getrieben, soll die Menge wieder uns entgegenströmen. Jedermann wird den Leib des Heilands, des Erlösers schauen wollen, der neu sich gestaltet hat. Geneigter mögen wir Frauen und Kinder finden, ins Knie zu sinken und anzubeten.

Es ist notwendig, daß die Hostie oval sei."

Verwirrt und bedrückt schüttelte der alte Pfarrer von Amblars den Kopf, sein Blick ging ins Leere. Die beiden anderen Priester sannen verschüchtert und in tiefes Schweigen verloren vor sich hin.

„Sie besitzen ein päpstliches Breve?" fragte Jorit, dem mancherlei Stellen aus der heiligen Schrift einfielen.

„Das ist ein großes Ereignis!“ rief Labussière begeistert.

Der Fremdling lächelte.

„Ich verlasse Euch, Ihr Herren. Im Namen der Idee, die uns verbindet, gedenket meiner morgen beim stillen Messopfer!“

Er griff nach seinem weißen Mantel und seinem dunklen Hut und war plötzlich verschwunden.

Der Sturm hatte sich beruhigt, ohn Unterlaß aber fiel der Regen nieder.

Bestürzt trat Augustine ins Zimmer.

„Herr Pfarrer,“ rief sie am ganzen Körper zitternd, „ein großer Kummer steht Ihnen bevor, Herr Pfarrer. Die Hündin ist niedergekommen, aber jemand muß sie furchtbar erschreckt haben. Wie ein wildes Tier hat sie sich auf ihre eigenen Jungen gestürzt und hat sie verschlungen.“

Und zum zweiten Male nun bekreuzigten sich die drei Priester.

Das
verriegelte
Schloß



Ich habe zwei alte Frauen gekannt, die mit den Worten starben: „Hier sind wir nicht zuhause, hier hätten wir nicht sterben dürfen.“ Die erste war eine Limousiner Bäuerin, sehr arm und ein wenig verrückt; aber ihr Wahnsinn bestand nur darin, daß sie bestrebt schien, ihren Aufenthalt ohne Unterlaß zu verändern. Beständig träumte sie von Orten, „wo es ihr besser gegangen wäre“, „wo sie immer hätte bleiben sollen“. Und weil sie den Ort nicht kannte und gar nicht wußte, ob es solch einen Flecken Erde anderswo als in ihrer Einbildung gebe, wiederholte sie ihr Leben lang mit der Unermüdlichkeit eines Springbrunnens dieselben Worte: „Ach ja, es ist ein großes Unglück, nirgends daheim zu sein“ . . . Und als der Tod zu ihr trat, wies sie eigensinnig in die Ferne: dort unten . . .

Die zweite war eine Gräfin Beaumont-Landry, die sich im Vollbesitz ihrer geistigen Kräfte befand. Aber all ihre Tage lang dachte sie an das „Haus ihrer Träume“. Und dieses war für sie nicht etwa eine empfindsame Erinnerung aus ihrer Jugendzeit, es bestand sicherlich und wahrhaftig, war irgendwo, vielleicht in Schweden oder in

Irland, erbaut, in einer Gegend, zart abgetönt wie „graue Klöppelspitze“, so sagte sie, wo es Tauben gäbe, „die Trauer tragen“. Sie erklärte nichts genauer und sprach auch nicht den Wunsch aus, hinzugelangen.

Weder Bilder noch Stiche gaben ihr nähere Anhaltspunkte, aber sie wußte, daß ihr Haus „dort unten“ stand, und daß sie selbst, der ein widriges Schicksal die Rolle einer mondänen Frau zugedacht, an diesem stillen Ruheplatzchen hätte ihr Leben verbringen müssen.

Als es dann zum Sterben ging, fasste sie angstvoll die Hand ihrer Tochter und flüsterte mit beunruhigter Stimme:

„Hier bin ich nicht zuhause, hier habe ich nichts zu schaffen.“

Wenn es Schwesternseelen gibt, die man trotz aller Enttäuschungen und aller Verbrechen, die im Gefolge der Liebe schreiten, sucht und sucht: warum sollte es nicht ein Bruderland geben, ohne dessen Besitz man nicht glücklich zu leben und nicht im Frieden zu sterben vermag?

Wie viele schmerzliche Reisende haben schon bedauernd versichert: „Ich bin an einem Orte vorübergekommen, wo ich immer leben möchte. Aber ich erinnere mich nicht mehr, wo in aller Welt er sich befindet. Ich habe den Namen des Dorfes vergessen . . . Und ich weiß nicht mehr,

ob der Himmel dort blau war oder von Wolken überladen . . ."

Wie viele berühmte Forschungsreisende haben sich plötzlich über Meere und Wüsten hinweg zu einem geheimnisvollen Flecken Erde hingezogen gefühlt, zu einer Heimat, die nur für sie allein zu bestehen schien, deren verblaßtes Bild in ihnen wie die Erinnerung an einen alten Kupferstich leben möchte, den sie in ihrer Kindheit geschaut.

Und es gibt Orte, wo uns die Wunden geschlagen werden, die seit Jahrhunderten uns bestimmt waren, es gibt Wälder, die uns aus der Ferne herbeiholen, damit man sich an einem Baum aufknüpfen, den man schon früher einmal anderswo gesehen zu haben vermeint, an einem Baume, der in jeder Dämmerung und hinter jedem Fenster die Zweige nach uns auszustrecken schien.

Es gibt verlorene Seen in schmalen, wild verwachsenen Tälern, grüne Sümpfe, starrend von schwarzem Gestüpp, in die man sich wirft, wie von einer heimlichen Lust getrieben, weil man endlich sein Grab gefunden hat und nicht ein fremdes Grab, das anderen Gräbern gleicht.

Vielleicht ist jedes Fleckchen Erde, auf das wir treten sollten, seit ewigen Zeiten vorbestimmt. Aber voller Unruft waren unsere Eltern, entfernten sich immer weiter von jenen Stätten, kamen

und gingen, sinnlos, zwecklos, suchten sich selbst das letzte Ruheplätzchen.

Nur darum bedarf es so vielfacher Zufälle, damit wir den rechten Weg finden, damit wir die feierliche Sehnsucht im Herzen spüren, die uns wie auf starken Schwingen emporhebt und in das Land führt, wo mitten in einem Kornfelde vielleicht, oder auf einer verlassenen Straße, tief unter der Erde, die geheimnisvollen Wurzeln unser selbst wohnen.

Oftmals auch sehen wir, wie ein Land, dem wir entzückt zustreben, mit einem Male vor uns zurückweicht, gleichsam in Nebeln zerrinnt. Es flieht vor uns, es will von uns nichts wissen, grundlos scheinbar. Vielleicht könnten wir seinen Anblick nicht ertragen, vielleicht reizt uns das Entzehen zurück, und doch streben wir dem Lande entgegen, fühlend, daß wir es niemals erreichen werden, daß uns dieses Land der Verheißung für alle Ewigkeit entrückt bleiben muß.

Und so will ich denn getreulich von solch einem Traumland berichten, das mir wahrhaftig einmal auf einem meiner Wege begegnet ist.

Es war in der Franche-Comté, an einem schönen, sonnigen Junitage. Ich besuchte einen großen, melancholisch dreinblickenden Besitz, der nahe dem Dorfe Roquemont im Flecken Suse gelegen ist. Wir waren zu dem Gipfel eines Hügels

emporgeklommen, den man ringsum wegen seiner merkwürdigen Ausbuchtung den Bärenzahn nannte, und wir blieben alle drei, Frau Téard, ihr Sohn Albert Téard und ich, im rötlichen Grase ausgestreckt, das nach verbranntem Haar roch.

Schwer lastete die Hitze auf uns, und nachdem wir alle dummen Pariser Klatschgeschichten erschöpft hatten, vermieden wir jegliche Rede. Auf dieser Anhöhe, über die ein trockener Wind peitschte, versiegte mit einem Male die Quelle unserer gewöhnlichen Gespräche, und wir wünschten nur, aus dem überlauten Widerhall der Städte in das andächtige Schweigen zu flüchten, wie es einen überkommen mag, wenn man zu einem Kalvarienberg aufsteigt.

Meine liebenswürdigen Freunde hatten zuerst darauf bestanden, mir das Haus, den Park und den Weingarten zu zeigen und mir von verschiedenen Seiten die Sehenswürdigkeiten der Gegend zu erklären: den Ort, wo Albert Téard im vergangenen Jahre einen ungewöhnlich großen Hasen erlegt hatte, den Kreuzweg, wo man noch die Spuren des preußischen Einbruchs finden konnte, den Pfad, über den in manchem Winter diebische Wölfe aus dem Walde niederstiegen. Aber allmählich lähmte die Großartigkeit des Rundblickes unsere Zungen, wie auf eine geheime Verabredung hörten wir alle zu sprechen auf und blickten

uns fremd an, als hätte einer den andern gar nicht erkannt.

Am Horizont, allerdings nicht weit von unserem Hügel entfernt, ragte ein riesenhafter Felsen über einen zweiten Hügel, der wie ein Bruder neben dem ersten lag, und deutlich erkannte man die Ruinen eines Ritterschlosses, das mit dem finsternen Felsen völlig verwachsen schien.

Dieses Schloß bildete einen dramatischen Hintergrund zu dem heiteren Gemälde des Dorfes Suse, das an dem einfachen Kirchturm klebte, der wie ein runder Weihwedel sich ausnahm, und zu dem Weinberge, wo man die Bauern in ihren Blusen und die Frauen in ihren lichten Röcken als kleine Farbentüpfelchen leuchten sah.

Etwas Böses, Befehlendes lag in der Landschaft. Man wußte sogleich, daß dies der einzige merkwürdige Punkt im Lande war; ein Punkt, um den wohl die Geschichte oder die Legende Bescheid wußte. Meine Freunde indessen hatten seiner noch nicht Erwähnung getan.

In klagendem Tonfall flüsterte eben Albert Téard:

„Es gibt hier auch Höhlen mit petrifizierten Knochen und Werkzeugen aus Feuerstein. Wir werden Sie hinführen, dann haben Sie alles gesehen.“

„Wie, alles gesehen!“ rief ich und stützte mich auf den Ellbogen. „Und die Ruinen drüben?“

„Was für Ruinen?“ fragte erstaunt Frau Téard.

Meine Augen blickten nach dem Schloß hinüber. Weit streckte ich den Arm aus. Und Albert Téard begann zu lachen.

„Das sollen Ruinen sein? Vielleicht sind es wirklich Ruinen, vielleicht auch sind es keine. Und dies scheint mir beinahe wahrscheinlicher. Bei Regenwetter sieht man von unseren Fenstern aus nichts als steil abfallende Felsen, an sonnigen Tagen aber mag man diese unter der Einwirkung der Lichtspiegelung für ein altes Schloß ohne Tore halten. Ich rate Ihnen, trauen Sie den Ruinen nicht.“

„Sie scherzen wohl?“

Wie verzaubert starre ich immer nach derselben Richtung, daß mein Kopf zu schmerzen begann.

„Nein, ich scherze nicht, der Felsen scherzt,“ sagte wieder Albert Téard. „In der Geschichte der Franche-Comté wird das Schloß nirgends erwähnt, und unsere Bauern, die keineswegs zu Späßen neigen, behaupten, die Ruinen niemals erblickt zu haben, weder im Sonnenschein noch bei Regen. Auch ich bemerke sie kaum noch, weil ich seit langem schon weiß, woran ich mich zu halten habe.“

„Ich wieder,“ sagte Frau Téard, eine reizende,

kluge alte Dame, und sanft klang ihre Stimme,
„ich habe oft das Schloß zu finden gesucht. Aber
auch nicht das kleinste Türmchen konnten meine
Augen entdecken.“

Ich war ganz bestürzt. Von Augenblick zu
Augenblick gestaltete sich das Bild deutlicher, stand
nun leibhaftig vor mir. Ich sah die Querarme,
die Spitzbogen und Zinnen. Wie unter den zau-
berhaften Pinselstrichen eines unsichtbaren Malers
erstanden die bläulichen Zacken.

„Aber man kann doch den Felsen besteigen,“
warf ich ein.

Téards Mutter neigte ihr gütiges Antlitz zur
Seite und lächelte.

„Wollen Sie den Sprung des schlimmen Tauge-
nichts wagen?“

„Was für eine Bewandtnis hat es um den
schlimmen Taugenichts?“ fragte ich. „Ist's eine
Legende?“

„Nein, von dem Abenteuer, auf das ich an-
spielte, ist gar nichts Besonderes und Wunder-
bares zu vermelden. Ein Rekrut hat gewettet,
daß er dort oben noch Bussardeier ausheben
werde, ehe er zu seinem Regiment einrücke. Doch
weil er sich an jenem Morgen betrunk, ist er von
Ihrem so sehr gerühmten Schlosse bis zu seiner
Hütte hinuntergepurzelt. Und statt der Bussard-
eier hat er sich gleich den ersten Kasernenarrest.

verdient. Man mußte ihm nämlich einen Verband anlegen, und so hat sich der Dummkopf nicht rechtzeitig bei seinem Hauptmann melden können."

Nachdenklich betrachtete ich das wunderbare Schloß. Um den Hügel, der von Wacholderbäumen und Buchenschlägen bewachsen war, hüllte sich ein Nebelschleier. Man vermeinte das kalte Wasser zu spüren, das aus den tiefen Rundtümern emporstieg. Wie ein Schlangenleib glänzte in der Ferne der Felsen. Einen Fuß weit vom ersten Bollwerk glaubte man eine Ansäschwelling zu erkennen, die sich wie ein kunstvoll angelegter Serpentinweg ausnahm. Und so leicht schien es, da hinaufzuspazieren, daß ich die großen Worte, die meine Freunde wegen der Besteigung machten, gar nicht begreifen konnte.

"Also gut, wir werden hinaufgehen, mir soll's recht sein," sagte Téard spöttisch lächelnd.

Am nächsten Tage machten wir uns auf den Weg. Frau Téard folgte uns mit einem Korb voller Lebensmittel. „Denn“, so sagte sie, „es ist immer viel weiter, als man zuerst annimmt.“

Nach einer Wegstunde, die uns zwischen Kornfeldern und Weinbergen hinführte, gelangten wir zu einem steinigen Abhange, der sich in die Lehne eines Hügels senkte und ein kleines Dörfchen, das im Ganzen aus etwa sechs armseligen Hütten bestand, wie mit kalter, finsterer Trauer beschattete.

Hier und dort begegnete man schweigamen Menschen. Mehrere Männer waren damit beschäftigt, Fässer für die Weinlese herzurichten, aber man hörte keinen Zuruf, keinen Fluch. Stumm wiegten die Frauen ihre Kinder im Arm, sangen ihnen kein Lied.

Vielleicht dünkte nur mir allein dieses Dorf wie in tiefen Schlaf versenkt. Meine Gefährten schienen ohne Erstaunen durch dieses Schattenland hinzuschreiten. Doch am Ende mußte auch Frau Téard, als sie Milch einkaufen wollte, bemerken, daß man ihr gar keine Antwort gab.

Ärgerlich murkte sie:

„So sind die Leute hier.“

Neben einem Waschtrog, in den aus hölzernen Röhren eine Quelle plätscherte, richtete sich die alte Dame gemächlich ein, wünschte uns einen glücklichen Aufstieg und begann die Flaschen ins Wasser zu räumen, um sie für die Mahlzeit auf dem Rückwege frisch zu halten. Möchte ich mir nun immer wiederholen, daß ein angenehmer Spaziergang und nicht ein Eroberungszug uns bevorstand, ich fühlte mich von Anbeginn ganz mutlos. Die Ritterburg konnte ich nicht mehr mit Augen wahrnehmen, sie wurde von Felsen, wie andere mehr, verdeckt.

Noch lastete auch das Schweigen des Dorfes auf mir und machte mich unruhig. Die roman-

tiſche Lichtſpiegelung von gestern verwandelte ſich heute in einen lächerlichen Hinterhalt, und ich zitterte am ganzen Körper, als hätte ich mich ſchon jetzt einer ſchrecklichen Ungerechtigkeit zum Opfer fallen ſehn.

Téard bemerkte überlegen, ich ſolle mich wegen der unentwirrbaren Brombeerſträucher, durch die unser Weg führte, mit Geduld wappnen, im übrigen ſeien ja unsere Gamaschen fest und würden nicht ſo leicht zerreißen.

„Sie haben es gewollt,“ betonte er.

Kinderleicht hatte es mir geſchienen, geradeaus zum Schloß vorzudringen. Aber von Minute zu Minute mußten wir nun einen richtigen Schlachtenplan aushecken. Immer wieder geriet man auf Abwege. Gräben, mit Schlamme, Dornen und ſpitzem Gestein gefüllt, versperrten den Pfad, es galt Hindernis auf Hindernis, die ineinander griffen, zu überwinden, und oftmals war man genötigt, ſich von dem Ziele, dem man entgegenſtrebte, wieder zu entfernen, statt ſich ihm zu nähern. Ganze Vorhänge von wilden Roſen und von Brombeerſträuchern, Geſtrüpp, gegen das man vergeblich anrannte, verbargen uns immer mehr den Ausblick auf die Ruinen, und wenn ſich eine Lichtung unter dem Geäß auftat, so gewährte das Auge nichts als eine riesenhafte nackte Mauer. Die Türme, die Zinnen, der Serpentinweg waren

gleichermaßen hinter diesem Mauerwerk, von dem eine häßliche Feuchtigkeit niedersickerte, verschwunden. Nichts blieb von all dem, was ich gestern geschaخت, als eine stumme, blinde Wand, eine drohende Wand, eine verschlossene Wand . . .

Ganz erschöpft ließen wir uns in halber Höhe auf einem Baumstrunk nieder.

„Nun,“ sagte Téard und wischte sich die Stirn. „Da kann man wahrhaftig die Geduld verlieren . . .“

„Es wird gut sein, den Weg so viel als möglich abzuschneiden. Ich muß den Felsen mit diesen meinen Händen berühren.“

Und wieder brachen wir auf, hoch den Kopf, mit unruhig suchenden Augen. Von einem neuen Eifer ward Téard erfaßt.

Man wisse auch nicht das Geringste von diesem Teufelsfelsen, gestand er mir. Früher wäre es wohl möglich gewesen, einen Weg hinauf zu bahnen, und vielleicht habe man wirklich auf der Höhe des Felsens einen Bau unternommen, die Arbeit aber dann abgebrochen, weil sich der Granit als zu hart erwies. Doch wenn es etwas dort oben auf dem Felsen gab — wie war man zur Höhe gelangt? Wie war man über diese Mauer emporgeklimmen, die so glatt geschliffen schien, daß ein Flimmern und Leuchten von ihr ausging? . . .

Vielleicht mit Leitern?

„Gewiß nicht!“ erklärte Téard. „Darin bestand ja eben das Abenteuer des Rekruten. Beknotete Seile und Klammern hat der Bursch hinter sich hergeschleift, bald im Osten, bald im Westen hat er seine Leitern aufgestellt, und von unten sah man ihn hin und her huschen wie einen Teufel. Er hatte zur Stunde nicht mehr getrunken als Sie und ich. Und doch ist er am Ende hinuntergestürzt; kopfüber in den Röhrbrunnen! . . . Nein, mit Leitern ist diesem Felsen nicht beizukommen, und mit anderen Werkzeugen auch nicht. Es müßten einem denn Flügel wachsen.“

Als wir bei den Grundvesten des Schlosses angelangt waren und nun den scharfen Duft des grünen Mooses einsogen, der hier den Felsen wie mit lauter Samt bekleidete, wurde es uns klar, daß wir vorhin wohl die Entfernung falsch berechnet und jetzt noch kaum den halben Weg zurückgelegt hatten. Jeglicher Überblick war uns verloren gegangen, und immer mehr verwirrten wir uns in törichten, einander widerstreitenden Vermutungen.

„Machen wir die Runde,“ schlug ich vor.

Mein Freund bog nach Westen ein, ich nach Osten, auf dem ‚Serpentinweg‘ mußten wir einander begegnen.

Ich war genötigt, mich an Sträuchern, an Grasbüscheln festzuhalten, um nicht in die Tiefe zu

stürzen. Der Boden entglitt meinen Füßen. Steine lösten sich unter jedem Tritt, rollten bis zu dem Röhrbrunnen hinab, in dem unser Wein zur Kühlung lag. Man hörte sie von Graben zu Graben hüpfen, auf Felsen auftschlagen und dann dumpf im Blattwerk niederstürzen wie tote Vögel.

Das merkwürdig brüchige Erdreich schien meine Last nicht tragen zu wollen, rann in polternden Bächen talwärts, über und über mit braunen, glänzenden Flittern beladen, die sich wie die Schuppen eines riesenhaften, vorsintflutlichen Fisches ausnahmen. Klebrige Streifen zeichnete das fette Laub auf meine Hand, und ein fauliger Geruch stieg jetzt vom Moose auf.

Wenn ich meinen Kopf hob, sah ich nichts als die starre Linie des tür- und fensterlosen Bauwerkes, und mein Blick, der verzweifelt emporzuklettern suchte, konnte an keiner Rauheit des Gesteins, an keiner Blume Halt finden: Felsen, immer nur Felsen, glänzend, feucht, ohne Spalt, ohne Öffnung. Und hoch oben, ganz oben im Lichte kreisten langsam, mit weit ausgebreiteten, silbernen Flügeln die Bussarde, ruhig, als würden sie von den weichen Wellen eines blauen Ozeans getragen.

Es gibt Stunden, in denen frische Luft einen berauscht und alle Plattheit und Gebundenheit dessen, was besteht, vergessen lässt. So schien es

mir einen Augenblick lang nun ganz leicht, die Kunst des Fliegens zu erlernen.

Ach, welches Glück, in dieses Schloß gelangen zu können, das ich doch mit eigenen Augen geschaut und das also wirklich auf dem Felsen thronen mußte, da ich es geschaut! Welches Glück, in die geheimnisvolle Burg dringen zu dürfen, in der, so schien es mir jetzt, jemand meiner harrte! . . .

Sicherlich war es mir bestimmt, daß ich eines Tages hierherkommen müsse. Es war nicht freier Wille, wenn ich meine ohnmächtigen Hände an dieses ungeheure Mauerwerk klammerte, wenn ich mit meiner Stirn gegen den Granit des Felsens schlug und nach den lebendig Begrabenen rief, die zu befreien ich von einer höheren Macht entsandt war! . . . Lauschend stand ich, pochte an die unerbittlich harten Wände der Pyramiden, die sich vor mir aufrückten, hoffte von fernher ein Klopfen zu vernehmen, das meinem rufenden Klopfen entgegenkam.

In der Einsamkeit einer Wildnis wird man oftmals von Trugbildern heimgesucht, man ist geneigt, im Anblick der Größe ringsum die eigene Größe zu überschätzen. Wenn man allein auf dem Gipfel eines Berges steht, mag man sich getrost für einen König halten. Mit dem Rande meiner Gamasche hätte ich den Gipfel einer Pappel streifen können, und in der Tiefe sah ich Frau

Téard, die unter ihrem lichten, rot gefütterten Sonnenschirm schließt. Wie ein kleines Käferchen mit rosigem Kopf erschien sie mir.

Nun also, warum senkte man nicht die Zugbrücke?

Schwindel erfaßte mich und nur mit angstvoll zugepreßten Augen vermochte ich es, meine Runde fortzusetzen. Unterhalb des Serpentinweges fand ich Téard, der prüfenden Blickes eine Spur im Felsen betrachtete. Das rüttelte uns einen Augenblick auf. Man hätte glauben können, das kleine Loch, das wir gewahrten, röhre von einem eisernen Ringe her, wie man deren in die steinerne Brustwehr der Landungsplätze zu schlagen pflegt, um die Schiffe an ihnen zu vertäuen. Eine Viertelstunde lang verharrten wir eigensinnig bei dieser geringen Spur des Lebens, krallten uns mit den Nägeln über dem Abgrund fest und mußten uns doch schließlich gestehen, daß wahrscheinlich ein Kiesel, da er aus seiner blanken Schale sprang wie der Kern aus einer reifen Frucht die kleine Höhlung zurückließ.

Es war Zeit, an den Abstieg zu denken. Nachdenklich machten wir uns auf den Weg, beschämten wie Leute, denen man die Tür gewiesen hat, weil sie zu schlecht gekleidet waren.

Während des ganzen Rückweges hatten wir schreckliche Unfälle zu bestehen. Ich stürzte in einen bis zum Rande mit Dornen gefüllten Graben und Téard trat auf eine Giftschlange.

Im Tal erwartete uns Frau Téard, wach, mit bestürzter Miene, die Arme in der Luft. Ein herrenloser Hund hatte den Vorratskorb geplündert und der Wein war im Röhrbrunnen durch das allzu reichlich niederplätschernde Wasser verdorben. Nur wenige Brotreste blieben uns, und auch diese hatte der Hund mit seinem Speichel verunreinigt. Wütend lachte Téard in seiner Enttäuschung auf. Frau Téard wieder wollte sich gar nicht beruhigen lassen und fuhr fort, über das schreckliche Unglück zu jammern, indessen ich kein Wort mehr vorzubringen wagte.

Eben ging die Sonne unter, zum Abendessen kehrten wir heim.

Als sich jedoch während der Mahlzeit durch das geöffnete Fenster der Horizont schob, strahlend und wie in flüssiges Gold getaucht, schrie ich laut auf vor Zorn und wies mit der Hand gegen den fernen Hügel: da unten, da unten . . .

Aus einem teuflischen Spiel purpurner Lichter und violetter Schatten tauchten von neuem die Ruinen des Ritterschlosses empor. Deutlich unterschied ich die Rundtürme, den Serpentinweg, die Zinnen. Furchtbarer als je stand mitten im Blut des sterbenden Tages ,das Schloß mit den verriegelten Toren' vor mir, die unbekannte Heimat, der all mein Sehnen gehörte!

Der
Gezeichnete



ANN also kam die Reihe an
die Blumen.

Während järtlich heiß der
Junihimmel flammte, stürmten
die zügellosen über die letzten
weisen Stufen der geborstenen
Freitreppe dahin, stürmten
kriegerisch, alle Hindernisse mit
Leichtigkeit überwindend, gegen
den Arno, dessen Wellen tiefdunkel vorüberglichen,
stürmten zur Stadt empor, erfüllten sie mit ihrer
Raserei, während die andern, die minder freien, die
bisher in umhegten Gärten geschmachtet hatten, nun
mit einem Male toll vor beweglichem Eifer über
eiserne Bitter kletterten, aus bronzenen Urnen
überströmten, sich von vergoldeten Balkonen nieder-
fallen ließen und all ihrer Vornehmheit vergaßen,
um sich mit dem gemeinen Volke zu Festeren von
nie geschauter Pracht zu vereinen.

Alle waren sie glühend und verbotener Düfte
voll, gewürzt vom Dung menschlicher Leiber. Den
königlichen Haarschmuck ihrer Blätter gaben sie
den begehrlichen Dornen der Brombeersträucher
preis, die an den dunklen Steingeländen des
Stromes emporkrochen. Und die Empörung, die
alle Blumen gleichmäßig mit sich forttrug, bewirkte,

daß allenthalben sich Zweig durch Zweige schläng, daß sich blitzschnell Laubgewinde und hohe Kränze flochten, daß sich weite Triumphbogen spannten und mitten im großen Schweigen des Todes das Lied zu erklingen begann, das Hochzeitslied . . .

An keuschem Marmor züngelten Rosen empor, glühend den Mund, flammend das Fleisch, bespritzten hohe, reine Säulen bis zum First mit Tropfen rot wie Wein, purpurn wie Blut und zeichneten des Nachts dunkle Kreise auf die bleiche Haut der Paläste, deren violette Schatten Wundmalen glichen, als hätte sich ein tastender Finger tief in ihr Fleisch gewühlt.

Rosen allüberall, Rosen in allen Farben, gelb wie Safran und wie Weinhefe grün, in Scharlach schwelgend und in Farben so zart getönt wie die Glieder neugeborener Kinder — sie alle jubelten laut ihre Befreiung in die Welt. Weit sperrten sich die Blumenrachen auf; man ahnte ihr schmetterndes Rufen, ohne es zu hören. Über dem Schindanger von Menschenleibern schüttelten sie ihre prallen Knospen, in denen ein Fieber nach Blüte war. Den Sterbenden möchten sie wie Pestbeulen erscheinen, von giftigen Säften aufgetrieben, aus denen jeden Augenblick häßlicher Eiter strömen konnte. Und die furchtbare Drogung vollendete sich in Bächen berauscheinender,

ungestümer, verzweifelter Dünste, die man schrill und schmerhaft empfand wie gellende Schreie.

Florenz, die verlassene Stadt, in der nur noch wenige Schatten umherirrten, Gespenster in Menschengestalt, um deren klappernde Glieder verfaulte Lumpen schlitterten — vom Schwindel erfaschte, vom Tode gezeichnete Geschöpfe, die sich noch ein wenig wanden und drehten, ehe sie hinschlügen — Florenz, die verlassene Stadt, bevölkerte sich neu mit Rosen.

Stürmisch war ihr Auftreten. Sie stießen mit ihren Köpfen gegeneinander wie Haufen von Kindern, die gern in zerfallenem Gemäuer spielen, weil sie da ihrer Wildheit keine Schranken aufzuerlegen brauchen. Nicht Sträuße von Blumen waren es, die allenthalben in die Paläste niedrabrachen, sondern ganze Garben, eigensinnige, zügellose Banden, die aus den Kellern emportauchten, vom First niederstiegen, jede Festung stürmten, von Wirtsstube zu Wirtsstube eilten, über die Steinsfliesen der Kirchen hinglitten und sich überall einnisteten, wo man sie nicht freiwillig zu Gast gebeten hatte.

Eine regelrechte Schlacht schlügen die Blumen. Ihre Verwegenheit erwies sich als höchste Kriegskunst. Eine Kletterrose gar, die, zu einem Kirchturm sich emporwindend, ihre durch den Spitzbogen starrenden Dornen bis zum Glockenstrang vor-

streckte, brachte diesen unter der Last der sich anklammernden Knospen leise zum Schwingen. Und als sich gerade die hunderste Blüte so in schwindelnder Höhe entfaltet hatte, beladen vom Morgen-tau, tränenschwer den Kelch, da spannte sich mit einem Male der Strang und erzitterte . . . Einen hellen Glockenton vernahm man: die Rosen läuteten zum Sturm, und dem zärtlich heißen Flammen des Himmels vermaßte sich die Blut ihrer leidenschaftlichen Düfte.

Ruhm dem Leben, das wieder den Kampf aufnahm!

Da die Rosen sahen, daß von der ganzen Stadt nur noch die Mauern aufrecht standen, setzten sie sich's zum Ziel, diese Mauern niederzubrechen, um ihre Befreiung vom Menschen-geschlechte deutlich kund zu tun. Die unübersehbaren Scharen der Blumen — das ganze Heer folgte dem Rufe seiner Königin — schoben und drängten sich; die einen stürmten über die Köpfe der andern hinweg, kamen und gingen in immer neuer Brandung, hoben sich vom Boden zum geschmückten Giebel der Museen und Tempel empor, besagten die Türme, bedeckten die Wälle wie mit lauter Teppichen, neigten sich aus allen Fenstern und von allen Zinnen, umklammerten die Säulen und Fensterkreuze, rissen die Geländer aus den Fugen, bröckelten den Stuck von den

Wänden, überwucherten alle Gemälde, sprangen in leuchtenden Kaskaden von allen Kranzgesimsen, sprudelten aus den Schatten aller Straßenecken, und es war, als sähe man sie allenthalben siegreich Weihrauchkelche schwingen.

Auf seinen fingersförmigen Griffeln kroch das Geißblatt vorwärts wie auf Krallentäzen. Zuerst schien es, als ob seine Blüten jungfräulich erröteten, dann färbten sie sich schwefelgelb vor Neid. Denn ein trotziger Wille war in ihnen, der sie zur Höhe trieb. Der Hundszahn, der Bärlapp, die Reseda, Pöbel in grünem und grauem Kleide, ewig beschmutzt vom Straßenstaub, breiteten sich wie ein ungeheurer Läufer über den Weg; auf ihrem Rücken schossen tolle Winden dahin, trugen breite Schalen vor sich her, aus denen eine blaue Trunkenheit wie aus Himmelshöhen niederrann.

Mit stahlharten Bohrern öffneten sie hier und dort einen Spalt, weiteten alle Breschen, bahnten den gedrängten Haufen des schneidendem Efeus, der fressenden Algen und des feuchten Mooses, das Verwesung bringt, den Weg. Geschlechtlöser Wein ohne Blüte und Frucht, der weiß Gott welch schlimmes Gift in seinen Adern braute, Hopfen und Hohlwurzen mit Reben, die sich wie zu einem Spinnennetz emporrankten, woben ihr Leichentuch vor allen Türen. Grüne Vorhänge schlugten an alle Dachluken, nahmen

sich von weitem aus wie ein seidenes Gespinst und in der Nähe, wenn man die zarten, glänzenden Schlingpflanzen erkannte, wie ein Netz aus Schlangenleibern.

In den Straßen, auf den Plätzen, überall, wo noch verkohlte Leichname zu Hauf lagen, vollendete das Gras, der schlichte Rasen sein Totengräberwerk und hob, bescheiden sich mühend, gewaltige Steinplatten empor.

Ein Schwarm smaragdener Fliegen stieg auf, summte von allen Seiten herbei, brachte, von einer Blume zur andern wandernd, wie Samen, den der Wind verstreut, Botschaft von der Schlacht, die noch über den Sieg hinaus kein Ende fand.

Nicht ein Stein sollte auf dem anderen bleiben.

Den Triumphgesängen der Rosen, der wunderbaren Heftigkeit ihres Vorsturmes folgte eine emsige Tätigkeit, die nicht so kriegerisch in ihrem Wesen schien, aber sich um nichts weniger grausam und blutgierig erwies. Weisse Schmetterlinge, Sinnbilder der Unschuld, die sich an der schalen Speise der Blumenkelche sattgetrunken hatten, stürzten sich jetzt auf die feuchten Augen der Leichname, saugten mit ihren schlanken, wollüstigen Rüsseln den Inhalt menschlicher Seelen aus und fanden ihn voller Süßigkeit. Bienen, Hornissen, Wespen und Libellen, alle mißgestalt und hochaufgeschwollen wie Pferde, die der Teufel

reitet, riesenhafte Moskitos mit giftigen Stacheln, Hirschkäfer mit stählernem Horn und andere Käfer von niedrigerer Art, und noch tief unter diesen stehend die Schnecken, sie alle schleiften gleichsam das letzte Röcheln der Sterbenden hinter sich her.

Den ganzen Tag lang sang die ekelhafte Ichneumonfliege ihr Lied.

Des Abends aber weinte der Mond unter den Trümmern, die festlich geschmückt waren der ewigen Hoheit des Todes zu Ehren, der Mond, der ewig um die Sonne trauert.

Nur eines italienischen Frühlings hatte es bedurft, um mit Blumen das zerstörte Florenz zu überdecken und den abscheulichen Geruch der Verwesung in das süße Gift der Blumendüfte zu wandeln.

Blumen, Blumen, nur Blumen, immer wieder Blumen. Ein gewaltiges Blühen drohte die wenigen Sterbenden zu ersticken, die erstaunt sein mochten, solch wunderbare Lust zu atmen. Und immer mehr und mehr königliche Rosen sah man erobernd siegreich über die Straßen gebreitet, als erwarteten sie den Einzug eines Helden oder eines Gottes.

Seit einem Jahr schon blieben alle Kirchen geschlossen. Die Priester, die sich gerettet hatten, vergruben sich in fernen Klöstern.

Keine Frau schritt durch die Stadt, und hätte

man auch unter den verwesten Leichnamen auf den öffentlichen Plätzen Umschau gehalten, man hätte keinen Fetzen eines Weiberrockes gefunden. Die Frauen waren verschwunden, und auch das Andenken ihrer Schönheit lebte nicht mehr. Vielleicht waren sie gleich geflohen, als die Seuche ausbrach, vielleicht waren sie als die ersten gestorben — aus Furcht — noch ehe die Krankheit nach ihnen harkte.

Stumm waren, ganz stumm die Bratschen, auf denen verliebte Pagen einstmals mit zitternden Fingern ihr Lied begleiteten. Verlöscht, für immer verlöscht waren alle Glutenblicke, entschlüpft die Schatten der samtenen Masken hinter bunten Fensterscheiben. Denn wahrlich, alles Menschen-tum war vernichtet, da es keine Frauen mehr gab.

Nur Blumen gab es noch, nur Blumen. Die herrschten jetzt hoheitvoll über die alte Stadt des Krieges und der Lüste.

Aus allen Fenstern, von denen oftmals Küsse niedergeregnet hatten und oftmals siedendes Öl auf den Feind niedergeflossen war, rannen jetzt Blumen, nur Blumen.

Im Niedergange dieses Frühlings also geschah es, daß der Graf Sebastiani Ceccaldo-Rossi, der letzte Überlebende des mächtigen Hauses Ceccaldo-Rossi, das nach seinen zahlreichen und wichtigen

Verbindungen in der ganzen toskanischen Republik für welfisch und ghibellinisch zugleich galt, vom Hunger getrieben seinen Palast verließ.

Sein Vater Giovanni-Sebastiani Ceccaldo war tot.

Seine Mutter Lucrezia-Bella-Ginevra war tot.

Seine Verlobte Violante Arnoldo, Herzogin von Fiesole, war tot.

Seine drei Herzallerliebsten, Ilda, Leone und die Grippi, waren tot.

Sein Günstling, der Page Angelo, der immer um ihn gewesen wie ein Hund, war tot.

Und auch sein Hund selbst, der Lazare, ein perlgrauer Windhund mit zart geschwungenen Ohren, war an Entkräftung eingegangen.

Nur zwei niedrige schwarze Diener, die er selbstverständlich kaum zu den Menschen zählen konnte, waren dem Grafen geblieben.

Seltsam herausgeputzt verließ Sebastiani Ceccaldo das Haus, und seine Erscheinung mußte Schrecken einflößen. Er stieß die mächtige, metallbeschlagene Tür auf, die zur Terrasse führte und an die sich schon die zerstörenden Krallen des verräterischen Efeus klammerten, er versuchte es, mit dem Degen in der Faust sich von den seltsamen Ketten zu befreien, die ihn gefangen nahmen. Vom Scheitel bis zur Sohle bewaffnet trat er der finsternen „Feindin“ entgegen.

Er war der Pest verfallen gewesen. O Wunder! Er als einziger in ganz Florenz war von der Pest heimgesucht worden, ohne zu sterben. Aber der Hunger, der seine Eingeweide verbrannte, brachte ihn jetzt dem Wahnsinn nahe.

So verließ er sein Haus, wie man das Grab verlassen mag, und wäre er Menschen begegnet, sie hätten gleichwohl lachen müssen ob des Mummenschanzes seiner Bekleidung.

Aber ach, in Florenz begegnete man keinem Menschen mehr.

In einen sehr weiten und langen Mantel aus morgenländischem Safianleder war der Graf Sebastiani Ceccaldo gehüllt, in einen Mantel, der bis zum Boden reichte und dessen steife Falten ihn am Gehen hinderten. Über seinen Kopf hatte er eine enganliegende Mönchskapuze gestülpt, und seine Nase wurde von einem riesigen Vogelschnabel gedrosselt, nicht anders als das Bein eines Gefolterten vom spanischen Stiefel eingepreßt werden mag, während man an den Unglücklichen die peinliche Frage stellt. Zwei finstere Glasäugen, die feindselig in die Welt blickten und alle Dinge zu vergrößern schienen, ermöglichten es dem Grafen, den Weg zu überblicken, indessen seine Rechte, die in einem festen Handschuh aus Büffelleder steckte, hoch den Degen schwang, um alle sich fernzuhalten, die noch Lust verspüren sollten, einen Strauß zu wagen.

Der vornehme Graf Sebastiani hatte diese possenhafte Kleidung ersonnen, weil er jung und abenteuerlustig war . . . und auch sehr weise. Sein Mönchsgewand schloß ihn von der übrigen Menschheit ab und bewahrte ihn vor jeder tückischen Ansteckung. In übersinnlichen Dingen ein wenig bewandert, tollen Späßen wohl zuneigend, gewohnt, das Leben nach geheimen Schriften zu prüfen und zu beurteilen, die eine Erbschaft aus dem Morgenlande ihm zugetragen, zweifelhüchtig auch, packte ihn das Verlangen, die Ärzte zu verspotten, indem er ihr lächerliches Gehaben nachahmte und schwor, es sei möglich, den Tod durch den bloßen Anblick seines Fastnachtkostüms in die Flucht zu jagen.

Freilich konnte der Graf darauf hinweisen, daß er in diesem Narrenkleide seinen Vater und seine Mutter hinter der Kapelle des Palastes in ihre Gruft versenkt hatte und bald darauf auch seinen Liebling, den schönen Angelo, der nun tief drinnen im Garten unter den grünen Rasen gebettet lag, gerade vor dem Standbild der Diana, deren schimmernder Hinterteil, so erzählte man, in stürmischen Nächten weithin zu leuchten begann.

Aber ihm selbst, dem Grafen Sebastiani, konnte die teuflische Seuche nichts anhaben. Alle seine Leute, mit Ausnahme der beiden Neger, die so schwarz waren, daß vor ihnen selbst der

schwarze Tod zurückzuschrecken schien, hatte der Tod ereilt. Und auf der Treppe, die zum Arno hinabführte, lag zusammengerollt das Skelett des Windhundes Lazare, vergeblich der Auferstehung einstiger Liebkosungen harrend.

Und was seine Braut, was seine drei Freundinnen betraf, die verkohlten wohl irgendwo in der Stadt; man hatte sie vielleicht hastig unter die Steinfiesen ihrer Kapellen gescharrt oder zu anderen Leichen hin auf die öffentlichen Scheiterhaufen geworfen.

Das alles mochte jetzt den Grafen Sebastiani Ceccaldo wenig kümmern, denn er war nahe daran, vor Hunger zu sterben. Seine beiden Neger weigerten sich, ihm noch Brot aus Knochenmehl zu bringen oder verdorbenes Fleisch, wie sie bisher getan, und eines Abends begann überdies aus den tiefen Verließen seines Palastes ein unerträglicher, Übelkeiten erregender Geruch aufzusteigen.

Eine Zeitlang nährte sich nun der Graf von kandierten Früchten, die er unter dem Dach versteckt fand; naschhafte Dienerinnen hatten sie dort aufbewahrt und sie waren ganz vertrocknet, fühlten sich wie Holzsplitter an: von Ungeziefer zerfressene Feigen, Orangen, von denen nur die bittere Schale geblieben war, flachgedrückte Melonen mit Kernen zäh und hart wie die Perlen

eines Rosenkranzes. Mit dem Fleisch der Ratten aber, deren eine geringe Zahl — auch diese von der Seuche erfaßt — noch übrig blieb, weil die anderen Tiere lieber starben, ehe sie solch giftigen Braten verkosteten, wagte der Graf nicht mehr seinen Hunger zu stillen.

Die Vögel freilich fanden genügend Beute in den Straßen der Stadt. Die Boten des Todes, die Raben, die feierlichen Elstern, fanden keine Zeit mehr, auf den Dächern zu rasten. Von weitem nahmen sie sich wie ein gelehrtes Kollegium von Ärzten aus, die in schwarzen Wämsern, von weißen Litzen durchbrochen, vorüberzogen.

Mit seinem Degen das Gehege von Efeu und anderen Schlingpflanzen zerschlagend, drang Sebastiani Ceccaldo bis zu der Nymphe mit dem schimmernden Hinterteil vor, das in Gewitternächten, so erzählte man, weithin zu leuchten begann, kniete gottesfürchtig auf dem Grabe seines Lieblings, des Pagen Angelo nieder und bemerkte, als er sich wieder erhob, daß beide Arme des unvergleichlichen Standbildes von den Zweigen des Akazienbaumes gebrochen worden waren. Und so tief schmerzte ihn die Verstümmelung dieses Meisterwerkes, daß er in seinem Kummer vergaß, das Grab seiner Eltern zu besuchen.

Auf gut Glück irrte er, nach Lebensmitteln suchend, umher.

Von der Höhe der Gartenterrasse beherrschte man die schöne Stadt, die unter ihren dichten Blumenschleiern einsam dalag, einem geschwellten, edelsteingeschmückten Seidenbanner, vielleicht auch der Dalmatika einer reichen Zaubererin gleichend, für die man alle Metalle und die Kleinodien der ganzen Welt verschwendet hätte. Beim Anblick dieses Paradieses erfasste den Grafen eine geheimnisvolle Trunkenheit, und ein so wunderbarer Duft wogte durch die vereinsamten Straßen, ein Duft so süß und stark, daß der bloße Gedanke, tief Atem holen zu dürfen, dem seltsamen Pilger das Blut in die Schläfen trieb.

Der Graf Sebastiani, dessen Nase in den langen Pelikanschnabel eingesperrt war, roch indessen nur Spezereien, die dort aufgespeichert lagen und die ihn schon lange genug belästigten und ihm Übelkeiten bereiteten: Moschus, Benzoë, Santal, Gewürznelken, Aloe, Zibet.

Er schritt durch das Gartentor, immer noch mit den wildwuchernden Pflanzen kämpfend. Durch fettes Gras schritt er, das seine Knöchel wie mit Auffenschwänzen umklammerte, er rang mit fremden Sträuchern, deren Namen er nicht kannte und die hier plötzlich aufgesproht waren. Sein Fuß stieß an eine Selleriestaude, die Manneshöhe erreichte, und stolperte über einen Kohlstrunk, unter dem sich ein Dutzend Kinder vor dem Regen hätte schützen können.

Der Graf glaubte zu erkennen, daß die schlimmen Keime, die es auf die ganze Christenheit abgesehen zu haben schienen, den Gemüsen wunderbar anschlugen und daß sie einen heilsamen Tau brauteten, wohl geeignet, schlanken Gurken den Bauch eines dicken Pfäffleins anzumästen.

Immer dichter, immer schwerer senkten sich, wo Sebastiani Ceccaldo schritt, die Vorhänge von Enzian und Hohlwurz. Stachelsträucher schlugten gegen seine Maske, und über dem teuflischen Laubwerk, das mit tausend Wurzeln menschliches Fett in sich aufsog und aus allen Poren schwitzte, taten sich riesenhafte Blüten auf, Blumen, wie man sie vordem nie geschaut, aus Schnee oder aus Blut entkeimt, mit Kronreifen von tausend goldschimmernden Insekten.

Schönheit allüberall!

Aber unten in den einsamen Straßen war es noch schöner.

Über die Scheiterhaufen, auf die man vordem wahllos die Toten geschleudert hatte — denn das Feuer besitzt reinigende Kraft — wucherten jetzt Rosensträucher, glückselig, in der freien Luft leben zu können. Der Ableger eines wilden Rosenstrauches, der von der Laune eines großen Herrn an das Geländer einer Freitreppe wie an ein Kreuz geschlagen worden war, hatte sich trozig losgerissen und dann im Boden, unter all der

Asche übergenug Nahrung findend, Wurzel geschlagen, hatte sich hoch aufgereckt, um der Sonne die reichen Schätze seiner Wohlgerüche darzubringen.

Blumengewinde zogen sich von einem Erker zum andern, Blütenblätter fielen nieder, weich wie ein Regen von Ambrosia, und in der Ferne schimmerte unter dem Schatten eines Torbogens ein Orangenbaum — seiner Früchte, ach, beraubt — ganz weiß wie der Atlas eines Brautkleides.

Der Graf Sebastiani legte sein Gewand aus morgenländischem Sasanleder ab, denn ringsum war keine menschliche Seele zu erblicken, und schwer belästigte ihn die Hitze.

So erleichtert gelangte er zur nächsten Kirche. Dort hoffte er einen Priester anzutreffen, der ihm doch nicht einen Krug frischen Wassers verwehren konnte, hätte er ihn auch aus dem Weihkessel schöpfen müssen, und der gewiß für den Grafen, wenn es ihm selbst an Brot gebrach, noch irgendwo ein paar ranzige Hostien finden würde.

Und wie er immer weiter schritt, und die Sonne immer sengender niederglühte, riß der Graf Sebastiani, der alle Überlegung verlor, vielleicht nur aus Sehnsucht, endlich einmal frei atmen zu können, auch seine Lederkapuze vom Kopf, dann die Maske mit den Glasaugen, seinen Hornschnabel, entledigte sich seiner Büffelhandschuhe,

seiner Stiefel und stand schließlich nackend da, nackt wie das göttliche Kindlein, als es eben dem Leibe der Jungfrau Maria entbunden war. Nur seinen Degen behielt er und hob ihn schützend vor das Antlitz.

Da schienen alle die Rosen, die wie Frauenantlitz von den Balkonen der Stadt Florenz blickten, vor Scham zu erzittern und sich doch neugierig vorzuneigen.

Wer war dieser Mann, der wie ein rächender Erzengel durch ihre Stadt zog?

Ein Wind, sehnüchiger Liebe voll, erfaßte die Rosen, und manche glitt langsam auf das Haupt des Erzengels nieder. Andere pflückte Ceccaldo mit seiner Degenspitze, und da der Priester sich auf der Schwelle seiner Kirche nicht zeigen wollte, da der Weihkessel für immer vertrocknet schien, trank und aß Ceccaldo, anderen Trunkes und anderer Speise entbehrend, Blumen, nur Blumen.

Sein Körper, der so schlank und geschmeidig war wie der Körper einer Ringelmutter, sein Körper, der jung geblieben war trotz all der erduldeten Leiden, tauchte, selbst weiß wie Elfenbein, unter Wälder von Blumen, die weiß schienen wie frisch gefallener Schnee, und nichts war an ihm von der schrecklichen Krankheit zu merken, die ihn heimgesucht hatte, als ein Kranz brauner

Rosen, den die Pest auf die Stirn der wenigen zeichnet, die ihr Troß boten. Froh inmitten der Freude ungeberdiger Blumen, geschmeidig unter der geschmeidigen Berührung frei wachsenden Laubes, weidete der erste Bürger von Florenz, dem der Name seiner Vaterstadt, der Stadt der Blumen, tieferen Sinn offenbarte, auf üppigen Blumenhainen, berauschte sich wie eine tolle Ziege.

Keine Gefahr gab es für ihn mehr, keine Mönchskapuze, keine heilsamen Spezereien!

Blumen, nur Blumen, nichts als Blumen! . . . Fehlten auch die Zitronen und Orangen, es gab gelbe Rosen. Waren die Granatäpfel, die Zuckermelonen, die Wassermelonen nicht zur Reife gelangt, es gab purpurne Rosen, rote Rosen, rosenrote Rosen. Und floß auch der Astiwein in diesem Jahre des Unheils nicht so reichlich wie sonst, man schlürfte sprudelndes Moos, das gar süß schmeckte und ganz beladen war vom zarten Duft kleiner, weißer Rosen, deren Knospen unter den Zähnen auffielen wie die krachenden Schalen von Haselnüssen.

Und doch ermüdete der Graf Sebastiani Ceccaldo. Alle Farben hatte er eingeatmet, jeden Duft gekostet. Ach, er atmete mehr, als seine Brust vertragen konnte, und schläng mehr in seinen Magen, als der Hunger gebot. Schwankend, mit keuchender Brust, die Stirn von nie geahnten

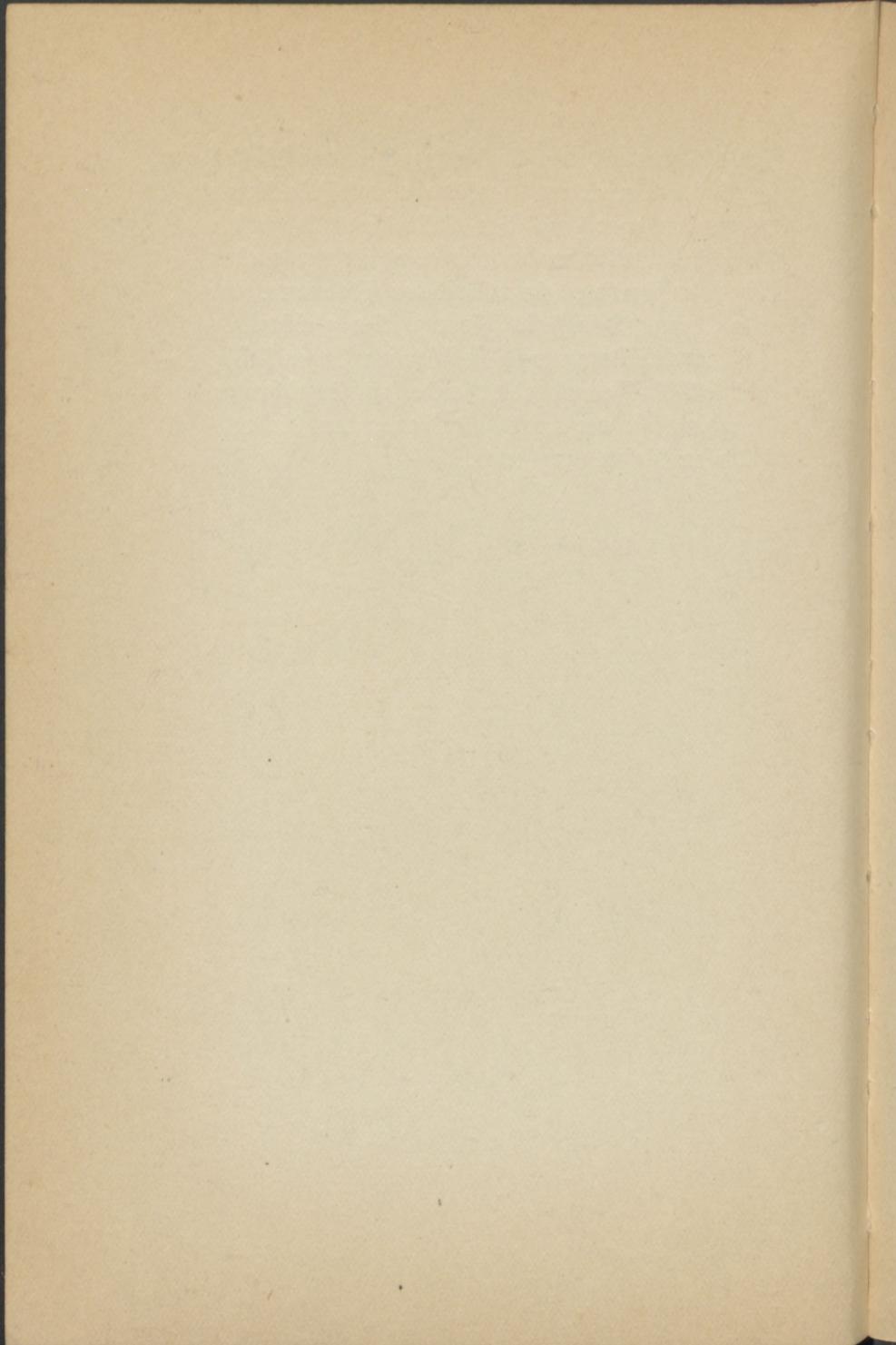
Schmerzen wie von einer Dornenkrone umwunden, kehrte der Jüngling endlich nach Hause zurück. Nicht an der Pest litt er, nein, ihm konnte die Pest nichts mehr anhaben, die läßt sich kein zweites mal vor dem Sieger blicken. Gleichwohl fühlte er, wie eine schwere Trunkenheit sich seiner Sinne bemächtigte.

Wie der Graf Sebastiani mühsam die Treppe zu seinem Palaste emporklomm, auf der noch immer das Skelett des Hundes Lazare zu schlafen schien, der Auferstehung weicher Liebkosungen harrend, riß ihn plötzlich der Schwindel nieder.

„O,“ rief er, fasste nach seinen Degen und mühete sich, den Kopf zu heben. Verräterische Kräuter ringelten sich wie Auffenschwänze um seine Knöchel. Die Arme über der Brust gekreuzt, den Mund weit aufgesperrt, so glitt er zu Boden. Seine ehrlichen, ein wenig grausamen Augen bekamen einen starren Ausdruck, seine schwarzen Haare klebten im kalten Todesschweiß an seinen Schläfen, und von dem dunklen Kranz, den die Pest auf die Stirn der wenigen zeichnet, die ihr Trotz boten, perlten Blutstropfen . . . all das Blut der Rosen.

... So ging auf seltsame Weise, von den Blumen gemordet, Sebastiani Ceccaldo-Rossi dahin, der letzte seines Geschlechtes, Prinz und Graf der toskanischen Republik, Erbe vieler Jahrhunderte

des Ruhmes und des Verbrechens, der den Welfen durch die Ermordung des Ritters Boldi d'a Ponte verbunden war und den Ghibellinen durch die Errichtung des Arnodammes zur Zeit der großen Überschwemmung, ein vollendet Edelmann, der Stolz seiner Vaterstadt Florenz, der gleichmäßig die braunen Damen und die blonden Pagen liebte, schöne Bildnisse und edle Hunde, ein Gezeichneter, den die Pest verschont hatte, aber den die mitleidlosen Rosen vergifteten.



Der
Froschlöser



ER Knabe, der klein und leicht wie ein Wasserinsekt auf seinem weißen Laken ruht, das man im Dunkel der Nacht für die helle Oberfläche eines Tümpels halten mag, horcht gespannt in die Stille. Die Berührungen eines Fingers hat ihn aufgeweckt, so scheint es ihm, die Berührungen eines feuchten Fingers, der über seine Stirne streicht.

Es ist nicht der Finger des lieben Gottes, denn der liebe Gott ist jetzt zu alt, als daß er noch der Kinder acht haben könnte. Das Schweigen ist an seine Stelle getreten. Der liebe Gott ist schon so schwach, daß er nicht mehr wie ehedem auf dem Winde thronend, durch die Welt jagen kann. Er hat den Wind im Stalle angebunden, wo man ihn manchmal hinter der Türe schnarchen hört.

Das große Schweigen hat mit seinem kalten Zeigefinger den Knaben aufgeweckt, der staunend horcht und dem alles recht dunkel erscheint, was er nicht mit dem Gehör wahrzunehmen vermag.

Vornüber gekauert, zart, dünn und starr die Glieder, Getreidehalmen gleichend, lang die Schenkel, fest die Kniekehlen, zierlich die Füße, wie zum Sprung bereit, so blickt der Knabe nach allen Seiten, versucht es, sich noch schmäler zu machen,

senkt verschlagen den Kopf, und seine Haare fallen ihm über die Schultern wie ein schwerer Regen, zeichnen auf seine Schläfen schwarze Linien, schwärzer als die Nacht, indessen unter der Last seiner Haare die starren Augensterne wie Fackeln unter einem düsteren Flor brennen. Ganz von Trauer umhüllt scheint das nackte Kind zu sein.

Wie ein Tier lebt es, kommt und geht, ist und schläft, ohne je ein Wort zu sprechen. Ein Winkel im Zimmer gehört ihm, ein schmutziger Winkel neben dem Kamin. Da wohnt es wie eine Grille; im Winter wärmt es sich an der Asche, im Sommer strömt ihm durch ein Loch im Dach frische Luft zu. Sein Bett ist ein Weiden-geslecht, das man an alte Stuhlbeine festgebunden hat; auf dieses Geslecht hat man einen Sack getan, mit trockenem Heidekraut gefüllt, und darüber ein Laken . . . dasselbe seit einem Jahr. Der schlaue Kleine ist dahinter gekommen, daß die Flöhe das Feuer scheuen, darum schüttelt er sein Laken jeden Morgen, während die Mutter Suppe kocht. Da verbrennt das ganze Ungeziefer oder ersäuft im Kochtopf.

Aber nicht die Flöhe haben den Knaben in dieser Nacht aufgeweckt. Er hat gespürt, wie jemand lautlos dahinschritt. Vielleicht hat sich der Wind aus dem Stalle des lieben Gottes losgerissen. Oder es ist ein Marder oder eine Ratte,

eine von den dicken, braunen, behaarten Feld-
ratten mit glattem Ringelschwanz . . .

Nein, nichts von alledem.

. . . Und der Knabe rutscht auf den Hand-
flächen, auf den Knieen vorwärts, senkt noch tiefer
den Kopf, hebt den Bug. Mit einem Sprung
wird er, wenn es not tut, von den Knien auf-
schnellen und gleich mitten im Zimmer stehen. Er
weiß, daß man sich in der Nacht nicht fortbewegen
durf wie bei Tage. Bei Tage haben die Tiere
Gewalt über sich selbst, aber des Nachts sind sie
fremden Mächten unterworfen. Wenn die Vögel
ihre Augen geschlossen haben, kommen andere
unbekannte Tiere, reißen ihnen die Flügel aus
und entschlüpfen dann in seltsamen Sprüngen, die
geschwind über den Boden dahingleiten. Dies
und manches anderes weiß der zehnjährige kleine
Knabe, den man um das Haus herumlungern
läßt, ohne ihn zu irgendeiner Arbeit anzuhalten;
der nur heimkehrt, um zu schlafen, und sich
von abscheulichen Dingen nährt, die ihm die
Lippen blutig reißen, wenn er sie gierig hinunter-
schlingt.

Ringsum kein Geräusch. Nur bei der Gin-
sterhecke, die den Garten umklammert — Kohl,
Rüben und ein schönes Zwiebelbeet — dort bei
der Ginsterhecke hat die Erde aufgeseußt.

Furchtbar tönt das Seufzen der Erde.

Denn gemeinlich ist ihr keine Stimme zuteil und Zähnekirschen nur scheint ihre Sprache. Wenn jemand, Mensch oder Tier, einer Sünde entgegenschreitet, unternimmt es die Erde, ihn zu warnen: getreulicher als ein treuer Hund. Sie zerstört nicht durch übertriebenes Wehklagen den mächtigen Eindruck ihres Mahnens; ein Kiesel, der ins Rollen gerät, knirschender Sand, das kaum wahrnehmbare Geräusch eines zersplitternden Schneckengehäuses sind ihre Warnungsrufe.

Und allüberall, wo man schreitet, zertritt man Spuren von Totengebeinen; sie überdecken die ganze Erde. Und die Gebeine der Toten wollen sich nicht von den Lebenden treten lassen.

Gewiß ist jemand über die Gemüsebeete hingehuscht. Ein Dieb? Er wollte sicherlich die Zwiebeln stehlen. Schnell sprang der kleine Toniot auf, wie dies in seiner Gewohnheit lag, mit der Schnelligkeit eines Insekts oder eines kleinen Fröscheins. Splitternackt war er vom Scheitel bis zur Sohle, wie kleine Spitzen erschienen seine Ohren und die Geschlechtsteile.

Gleich dachte er daran, seinen Vater, den alten Toniot aufzuwecken, der im zweiten Zimmer schlief, unter der Jagdstinte, die an der Wand hing. Aber er wußte, daß sein Vater müde war vom langen Warten auf dem Anstand.

Löhnte es sich wohl, einen Mann aufzurütteln,

den die Müdigkeit festhielt, den ungesellig allein
der Schlaf umging?

Seine Mutter zu rufen, daran dachte der kleine Toniot gar nicht; denn für ihn, den zehnjährigen Knaben, zählten die Frauen kaum. Er verachtete sie. Seine Mutter schlug ihn, und er verachtete sie heimlich, hinter ihrem Rücken. Die Frauen spreizen die Finger weit aus, wenn sie schlagen. Nichts als Lust fährt einem ins Gesicht, das klatscht und tut nicht weh. Die Männer aber hauen mit geschlossenen Fäusten, und gar der alte Toniot, der verstand es, starke Hiebe auszuteilen. Der Vater flößte dem Knaben großen Respekt ein, zumal er doch eine wirkliche Jagdsflinte besaß.

Ja, es mußte ein Dieb sein, ganz bestimmt ein Dieb, der die Zwiebeln stehlen wollte. Der kleine Toniot war jetzt seiner Sache ganz sicher. Deutlich hörte er das Klagen der Totenknochen. Ganz feucht von schlimmem Nachtschweiß, duckte sich der geschmeidige Körper des Knaben hinter der wurmstichigen Holzkiste, in der man das Brot und den Speck aufhob, die beiden Schätze des Hauses. Wie eine triefende kleine Katze nahm er sich aus, die trotz der Nässe, von der sie geschüttelt wird, einer großen Ratte auflauert. Der Raubtierinstinkt, der in dem Knaben wohnte, trieb ihn hinter seinem Wilde her. Sollte das Wild viel stärker sein als er selbst, so konnte er ja noch

immer heimlich den alten Toniot rufen, leise wie die Erde ruft, wenn man zu schwer auf ihr lastet.

Hinter der Kiste verborgen, vermochte der kleine Toniot gar nichts mehr zu sehen. Das Zimmer besaß kein anderes Fenster als die Tür und das Kaminloch. Bei Tage trat das Sonnenlicht über die Schwelle, und der Mondschein schlüpfte an manchen Abenden durch das Kaminloch, griff mit weißen Händen durch den Ruß, streichelte den Kochtopf, der über der Asche hing, und übergoß ihn mit eitel Silber. Der Mondschein weckte den kleinen Toniot immer auf. Er sah ihn nicht schimmern, er hörte ihn. Ach, warum trat er jetzt nicht ein, da der Knabe hinter der Kiste sich zu fürchten begann und die Zähne ihm gegenüber schlügen? So gut ist das Licht! Und wahrhaftig, jetzt öffnet es mit einem Male die Tür, die man doch von innen verriegelt hatte.

Ja, es war der Mondschein in Menschengestalt, eine schöne Frau, die sehr bleich sich ausnahm, da rings um sie pechschwarz die Nacht stand — eine nackte Frau, ganz nackt, üppig, mit runden, vollen Hüften, wie es einem lebendigen Gestirn wohl geziemt, hoch und prall der Busen und das ganze Antlitz von roten Haaren umschleiert.

Toniot hatte sich niemals vor Tieren gefürchtet, nicht vor den Männchen und nicht vor den Weibchen, aber er fuhr erschreckt zurück vor dem

Anblick des Mondscheines, der ihm als Weib entgegentrat. Unwillkürlich machte er eine eigenfinnige Bewegung, als wollte er sein schwarzes Haar von der Stirn zurückstreifen, und voll grausigen Entsehens bemerkte er, wie diese seine eigene Bewegung auch über die Stirn des Mondscheins hinzugleiten schien, als hätte er sich selbst in einem Spiegel erblickt.

Und das war gar nicht der Mondschein, dieses weiße Spiegelbild seiner selbst. Das war seine Mutter. Der kleine Toniot wagte es nicht mehr, sich zu rühren.

„Nun, was tust du da, verfluchte Kröte? Warum schlafsst du nicht?“

Das Muttertier stand seinem Jungen gegenüber und ließ ein zorniges Brummen vernehmen.

„Ich tu' doch nichts,“ sagte der Knabe und schützte seine Wange mit dem erhobenen Ellbogen.

„Warum bist du aufgestanden, du Ungeziefer? Was schleichtst du hier herum, und wo ist dein Vater? Hast du deinen Vater aufgeweckt, du Lump?“

„Nein, ich bin aufgewacht, weil ich es im Garten habe krachen hören.“

„Und was findest du denn besonderes daran, wenn es im Garten kracht, du Tier! In der Nacht kracht es überall, und wer heißt dich alle Geräusche auffangen, die irgendwo herumschleichen, du Marder?“

„Das Geräusch kam von den Zwiebeln her;
wie der Schritt eines Mannes hat es geklungen.“

„Der Schritt eines Mannes? du Hurensohn!“

Und ehe der kleine Toniot auch nur daran denken konnte, seinen Ellbogen zur Verteidigung vorzustrecken, packte ihn das Weib wütend an den Schultern, stieß ihn gegen sein Lager aus trockenem Heidekraut, gegen den Dreckpfuhl, von dem sich der Schmutzfink, ihr Sohn, so dachte sie, nicht vor der Zeit hätte erheben sollen. Mit geschlossenen Fäusten schlug sie blind zu, in rasendem Zorn, obzwar doch den Knaben keinerlei Schuld traf.

Hageldicht sausten die Hiebe auf das nackte Kind; keiner ging fehl. Aber der kleine Toniot unterdrückte, wie dies seiner Gewohnheit entsprach, jede Klage. Er war fest entschlossen, sich heute nacht lieber erschlagen zu lassen, ehe er auch nur den leisesten Schrei ausstieß.

Wie trunken schien ihm die Mutter.

„Ich werd' dich anbinden, du Ungeziefer,“ wiederholte sie halblaut mit knirschenden Zähnen und festgekrampften Fäusten. „Ich werd' dir die Füße zusammenbinden wie einem Huhn, das man auf den Markt trägt.“

Und ebenfalls halblaut antwortete der kleine Toniot, da er sah, daß jeder Widerstand vergeblich sein würde, wie einem Befehle von oben

gehorchend, der stärker zu ihm sprach, als die Schläge es vermechten:

„Was fällt dir denn ein, bist du verrückt?
Warum trägst du kein Hemd heut nacht? So
läß mich doch los, du wirst ihn aufwecken.“

Das Weib hielt plötzlich inne und schüttelte ihre Haare zurück.

Der kleine Toniot folgte ihrem Beispiel.

Sie suchten einander im Dunkel mit ihren Blicken. Von dem Leib der Frau schien ein Leuchten auszugehen. Und sie schämten sich beider ihrer armseligen Nacktheit.

Auf das Laken hingekauert befühlte der Knabe seine schwachen Glieder, die ihm brannten und die gewiß am nächsten Morgen mit blauen Flecken übersät sein würden. Voll schmerzhafter Neugierde betrachtete er das Weib, das vor ihm stand, und beschützte mit der linken Hand seine unentwickelten Geschlechtsteile. Dem Knaben ahnte wohl, daß es um ihn, „die kleine Kröte“ geschehen sei, wenn auch nur ein Schlag noch dorthin träfe. Was vermag eine kleine Kröte gegen den Tod! Nur gerade einmal aufquaken, ehe sie stirbt.

Und warum schlug ihn jetzt die Mutter mit ihren Fäusten wie ein Mann? Wird den Frauen jeglich Recht zuteil, wenn sie nackt sind? Welch ein Wunder ging von dem Leuchten eines nackten

Körpers aus? Entsetzen packte den Knaben, er begann am ganzen Körper zu zittern.

„Zum Teufel, wenn ich dich hätte eben gebären müssen, könnte ich auch nicht müder sein, als von den Schlägen, die an dir verschwendet sind, du Schleiereule.“

Brummend wandte ihm die Mutter den Rücken und ging fort, ihr Hemd zu holen.

Und es war dem Knaben, als ob der Mond-
schein aus der Stube schritte. Ringsum breitete sich von neuem die Finsternis, und wie befreit atmete Toniot auf.

Der alte Toniot war hager und schmutzig. Traurig blickte er drein, wie ein Wolf, der sich heiser geschrien hat vor Hunger und der an den eigenen Pfoten zu nagen beginnt, weil er keine andere Nahrung zu finden vermag. Seine Hose aus ungebleichter Leinwand, die grünlich schimmerte vom Moos im Walde und dem Gras auf den Hügeln, hing jämmerlich an seinen steifen Hüften und ließ zwischen dem Gürtel und dem kurzen, geslickten Rock einen breiten Riemen aus Wildleder hervortreten: das war die nackte Haut des alten Toniot selber. (Der kleine Toniot wollte sich einen ebensolchen Riemen auf die Haut zeichnen, und er schnürte sich einen Faden so fest um den Leib, daß eine blutige Furche zurückblieb.)

Der alte Toniot liebte es nicht, viel zu sprechen. Seines Zeichens war er Maulwurfsfänger, und er schlug alle schädlichen Tiere nieder, die ihm in den Weg kamen, fing die Füchse, Marder und Ratten in Fallen, wohl auch Fische und allerlei Wild. Da er aber keinen Jagdschein besaß, ging er vorsichtig zu Werke, hängte erschlagene Maulwürfe rückwärts an seinen Rock, wo sie jedermann sehen mußte, gleichsam als Aushängeschild seines Berufes, und ließ sie dort oft wochenlang verfaulen.

Das Haus, in dem er wohnte, war sein Erbteil. In einer Waldlichtung war er gestrandet, wie ein Schiffbrüchiger auf einer wüsten Insel. So lebte er von der Hand in den Mund, indem er nach allem griff, was den Hunger stillt. Seine Frau und sein Bub konnten gegen den Beruf des Vaters nichts einzuwenden haben, da auch die Gendarmen nichts einwendeten.

Von Zeit zu Zeit machte er sich auf den Weg zur nächsten Stadt, um ein paar Binsenkörbe zu verkaufen, die er geschickt zu flechten verstand. Von deren fünfzen brachte er immer einen vollbeladen mit Pferdemist zurück. Man brauchte doch Dung für das Gemüse im Garten. Auch Brot und Speck kaufte er, verbarg es im Mist, und versäumte es nicht, die ganze Last mit einem alten Zeitungblatt, das er obenauf legte, vor der Zudringlichkeit der Fliegen zu beschützen. Sommer

und Winter blieb er barfuß, und seine Sohlen waren hart geworden wie Stahl.

Man konnte nicht wissen, ob er seine Frau liebte, aber sicherlich brachte sie ihm einen inbrünstigen Haß entgegen.

Vor allem liebte er es nicht zu sprechen. Und die Frauen empfinden ein abergläubisches Grauen vor den Schweigamen. Auch war sie mit einem Sohn niedergekommen, aber sie hatte sich eine Tochter gewünscht, das heißt eine Verbündete, eine Spießgesellin, eine geschmeidige Kreatur, der sie sich hätte mitteilen können, Publikum für all ihr Geschwätz, das unermüdlich plätschernd an langen Regentagen von ihren Lippen rann.

Übrigens brachte das Weib des alten Toniot die Klagen über ihren Gatten mit einem Redeschwall, der es in seinem Sprudeln mit jedem schäumenden Bergbach hätte aufnehmen können, bei den wenigen Frauen an, die Sonntags — der Vorsehung sei Dank — am Hause vorüberkamen. Wenn die Holzsammlerinnen, die Hirtinnen, die Maiglöckchenverkäuferinnen oder die Haustierinnen mit ihrem Bandkram bis zu dem Weibe des alten Toniot sich verirrten, so fand das Schwatzen und Klagen kein Ende; mit schlenkern den Armen trieb sie die Besucherinnen durch das ganze Haus, aus dem die beiden männlichen Bewohner sogleich geflüchtet waren.

Glücklicherweise nämlich konnten der große und der kleine Toniot ihr entschlüpfen — der Wald war groß —, indessen das rothaarige Weib, ihres eigenen, faulen Lebens überdrüssig, das sie „zwischen den beiden niederträchtigen Halunken“ führte („denken Sie sich, Frau Nachbarin, so niederträchtig sind die Lumpen, daß sie den ganzen Tag ihren Schnabel weżen und doch nichts reden!“), indessen das Weib zu erzählen begann, wie unglücklich sie sich fühlte und wie es gar nicht mehr möglich sei, neben ihrem Mann im Bett zu liegen, weil er so arg nach Maulwürfen stinke.

Dann kaufte sie ein Bündel Brennholz, da sie gern unnütz Geld ausgab, oder frische Schwämme oder ein Bündl Maiglöckchen oder um zwei Groschen Zwirn.

Niemals machte der alte Toniot ihr Vorwürfe. Aber der kleine Toniot warf verächtlich den Kopf zurück. Hatte die Mutter nicht Zeit genug, selbst Bruchholz aufzulesen oder Schwämme zu suchen oder Maiglöckchen zu pflücken? Und was den Zwirn betraf, den verstand er, der kleine Toniot, vortrefflich selbst aus dünnen Reisern zu zupfen. Und er hatte dessen Festigkeit oftmals erprobt, wenn sich ein Vogel in den starken Schlingen verstrickte.

Eines Sonntags aber kaufte das Weib des alten Toniot ihren Zwirn nicht mehr von der

herumziehenden Krämerin, sondern von einem Haußierer, der im Flüsterton seine Waren anpries und gefällig vor den staunenden Augen der Frau seine bunten Stoffe ausbreitete. So still war es, daß man eine Biene bei ihrer Arbeit hätte belauschen können.

Der alte Toniot aber bemerkte eine Woche später, daß man ihm seine Zwiebeln stahl.

„Wie kann man nur einen rechtschaffenen Haußierer beschuldigen,“ schrie das Weib, und feindselig sträubte sich ihr Haar, „einen ordentlichen Menschen, dem die Polizei nichts anhaben kann! Sogar seinen Haußierschein hat er mir gezeigt, und er braucht deine Zwiebeln nicht, du dreckiger Schuft. Er ist ein feiner Herr, der jeden Tag Schuhe anzieht und am Sonntag Wein trinkt.“

Freilich übersah die Frau zu erzählen, daß sie die Zwiebeln dem Fremden als Erkenntlichkeit für andere recht verdächtige Aufmerksamkeiten geschenkt hatte.

Der alte Toniot senkte die Stirn und schnupfte zur Tür hin. Wahrhaftig, es roch nach Wein im Haus. Aber er sagte nichts mehr; denn jedes Wort bedeutete für ihn eine große geistige Anstrengung. Übrigens war er nicht töricht genug, einem schädlichen Tier, dem er hinter einer Hecke auflauerte, mit Redensarten beikommen zu wollen.

in den Kopf, von nun an die Zwiebeln zu bewachen.

Und darum war er in der Nacht aufgesprungen, als er es im Garten krachen hörte, während der Vater in seinem Bette schlief, über dem die Jagdflinte hing, sein Vater, der stinkende Bock, dessen Weib nichts mehr von ihm wissen wollte, weil sie jetzt so fein geworden war und nach einem neuen Kleide verlangte und auf ihrer brennenden Haut die Berührung eines Hemdes nicht mehr ertragen konnte.

Ach, der kleine Toniot hat nun das Fieber. Er schläft nicht mehr. Jetzt ist's an ihm, nach hohem Wild zu pirschen. Gierig zieht er die Luft ein und starrt ins Dunkel. Langsam dreht und dreht er sich auf seinem harten Lager in der Angst, ein Geräusch könne ihn verraten. Jede Nacht erwartet er jemanden, erwartet er etwas. Er weiß nicht genau, was es ist. Das Schweigen streckt seinen langen Zeigefinger gegen ihn aus, greift ihm ins Hirn. Er hat beobachtet, daß man genau alle acht Tage den Klageruf der Erde vernimmt; das dumpfe Seufzen einer Brust, auf der man kniet, ein tief empörtes Erbeben, das sich ganz leise äußert, wie der Husten einer sehr alten, klugen Frau, die weiß, daß sie sich mit allem Husten nicht von der Last befreien kann, die ihr den Atem wehrt.

Und das kleine Raubtier, das lauernd im Hinterhalt liegt, fühlt das Herz der Erde gegen das eigene Herz klopfen, erhebt sich endlich, starrt geradeaus vor sich hin, und seine Nüstern suchen auf dem Boden die Spur.

Mit der geschmeidigen Bewegung einer Ringelnatter ist Toniot aus dem Hause geschlüpft, ohne auch nur einen Blick auf das Bett seiner Mutter zu werfen. Er weiß sehr wohl, daß die Dame Mondenschein nicht zu Hause weilt. Was da auf der braunen Decke zurückblieb, das ist der blasse Schaum des Leinenhemdes, des Bartuches der Frau, die starb, da sie den kleinen Toniot mit ihren Faustschlägen zum zweitenmal ins Leben rief. Denn in dieser Unglücksnacht hat sie ihn zum Mann gemacht. Und er hat gefühlt, daß er nun ihr Feind sei für immerdar.

Auf zur Jagd!

Er gleitet in die blaue, sanfte Helligkeit hinaus, die seine Glieder umschmeichelt wie ein weiches Bad; die ihm Mut in die Adern peitscht. Der Mondchein ist dort beim Sumpf untergetaucht, wo die Frösche quaken, der Mondchein hat sich am Rande des Waldes niedergelassen. Er ist ein hübsches, rundliches Etwas, das über das Gras rollt und von einer schwarzen Wolke verfinstert wird, die ihn umfaßt und zu verschlingen droht.

Und der Mondchein rollt und gleitet, und alles

Licht geht von ihm aus, von dem Widerschein seines roten Haares, seines milchweißen Busens. Vorsichtig kriecht der kleine Toniot herbei, wagt es kaum, das Gras vor sich niederzubeugen. Jetzt ist er über den Garten hinausgelangt. Ganz nahe schon sieht er den Graben, der vor dem Walde gleichsam einen Alkoven bildet, ein breites, weiches, grünes Bett.

Der Knabe schaut und schaut und lacht leise vor sich hin, trotzdem sein Herz sich furchtbar zusammenkrampft.

Das, was er jetzt sieht, wird er niemals vergessen. Zu toll scheint es ihm. Einen großen, weißen Frosch erblickt er; denn es muß ein Frosch sein, so wunderbar beweglich scheinen die Schenkel und die Arme, die sich weit öffnen, so biegsam sicher dehnen sich die bleichen Glieder, über die flüssiges Silber rinnt. Jetzt weiß er auch, warum man ihn selbst eine Kröte nennt. Aus dem Froschteich ist er wohl selbst hergekommen. Er schaut und schaut, und seine Augen schmerzen und brennen. All sein Leben lang wird er in seinem Innern dies Bild schauen mitten in seinem Herzen. Er wird sich in ihm spiegeln wie in einer vergifteten Quelle, deren Widerschein Süßes und Grausames zugleich vorgaukelt.

Wahrlich, nun hat er genug geschaut. Das kleine Raubtier kriecht auf demselben Wege

wieder zurück, den es gekommen ist, versteckt sich wieder in seiner Höhle. Noch fühlt sich der Knabe versucht, wie ein braves Kind ins Bett zu schlüpfen, sich zum Mitschuldigen seiner Mutter zu machen, das Gesicht gegen die Wand zu kehren, als habe er nichts gesehen. Aber eine geheimnisvolle Macht, die in der Erde wohnt, der uralte Bund des Mannes mit dem Manne gegen den Erbfeind, das Weib, treibt ihn von seinem Bette fort zum Bett des Vaters.

Nun erwacht auch der alte Toniot und wittert Verrat.

„Was gibt's, Junge, bist du krank?“

„Nein, du mußt zur Mutter schauen, du mußt, steh gleich auf, Papa.“

Er hat ‚Papa‘ gesagt wie früher, da er noch ein ganz kleines Kind war und keiner bösen Handlung fähig.

Und der Vater springt von seinem Lager auf, schnaubt und keucht.

„Was gibt's, was ist's mit der Hure?“

„Ich glaube, man stiehlt unsere Zwiebeln,“ sagt leise der kleine Toniot mit gesenkter Stirn, von Ekel erfaßt vor dem unerklärlichen Verbrechen, zu dem er, so gut es eben gehen will, eine Erklärung sucht.

„Herrgott im Himmel!“

Der Vater hat die Flinte von der Wand gerissen.

„Ist's der Zwirnhändler, sprich!“

„Ich weiß es nicht. Ein Mann ist bei der Mutter.“

„Genug! Bleib hier!“

Der Knabe bleibt. Das ist nicht seines Amtes mehr. Das geht den Vater an, und der Vater weiß, was er zu tun hat.

Der kleine Toniot verkriecht sich in seinem Lager und hält sich beide Ohren zu. Aber gleichwohl hört er zwei kurze Schläge, in seinem Innern hört er sie, ganz tief drin, wo nun für immer das Bild von dem großen, weißen Frosch wohnt, von der Dame Mondenschein, die sich unter der Last einer seltsamen, fremden Wolke auf dem Boden gewälzt hat. Einen Schrei vernimmt er, zwei Schreie, und gibt die Ohren frei, und seine Zähne schlagen gegeneinander. Was ist geschehen, mein Gott, was ist geschehen? Wird sie wiederkommen? Wird sie sich rasend auf ihn stürzen, ihn mit ihren Fäusten erschlagen?

Und wirklich kommt sie wieder: der alte Toniot schleift sie an den Haaren herbei.

„Bub,“ sagt der Vater mit heiserer Stimme, in der die ganze Erde kummervoll aufzustöhnen scheint, „ich bring dir Fleisch.“

Rote Streifen ziehen sich über die Schenkel des großen weißen Frosches von dem Blut, das ihm aus dem Munde strömt. Die Beine und die

Arme zucken noch immer in Bewegungen, die jene von vorhin nachzuahmen scheinen.

So sehr gleichen einander der schmerzhafte Tod und die jauchzende Wollust.

Die Zähne der Frau schließen sich fest gegeneinander. Der große weiße Frosch hat ausgesungen.

Ganz allein hat der kleine Toniot zu Hause bleiben müssen. Und er ist es zufrieden. Er verbringt den ganzen Tag mit der Jagd. Die Gendarmen haben ihm die Flinte gelassen, als sie den Vater mit sich nahmen. Die Mutter hat man irgendwo weit fort eingescharrt.

Die alten Weiber, die wie häßliche Brummfliegen herbeigelaufen sind, um ihm Eier und Milch anzubieten, wohl auch billige Trostworte „für das arme, verlassene Waisenkind“, haben schleinigst vor seinen groben Verwünschungen, die alles Geschwätz abwehrten, die Flucht ergriffen. Er selbst besorgt seine bescheidene Wirtschaft, bereitet sein Bett, kocht seine Suppe. Er hat nun reichlich Platz in der Stube; denn beinahe die ganze Einrichtung ist unter den Hammer gekommen.

Aber wie sich schließlich noch der Pfarrer blicken lässt mit vorgestreckten, zum Segen bereiten Armen, verriegelt Toniot geschwind die Tür und entschlüpft durch den Kamin. Zum

Teufel! Er ist doch jetzt der Herr im Hause und kein Kind mehr, das sich katechisieren läßt. Da ihn das Glück so weit begünstigt, daß er niemandem auf der ganzen Erde etwas schuldet, scheint es ihm unnötig, die Drohungen des Himmels sich gefallen zu lassen. Und wenn es regnet, legt er sich ins Bett. So erspart er wenigstens eine Mahlzeit.

Indessen verrinnt die Zeit. Er muß sich entschließen, im Gefängnis das zerlumpte Gewand seines Vaters abzuholen; denn seine kurze Hose will durchaus nicht mit ihm zugleich wachsen. So flieht er zwei Binsenkörbe. Denn er entsinnt sich, daß der Vater stets mit Binsenkörben beladen zur Stadt wanderte. Und dann braucht er ohnedies ein Behältnis, in dem man zwei Kaninchen verbergen kann. Die Kaninchen und die Körbe, eins mit dem andern, sind wohl ihre fünf Franken wert. Das scheint ihm ein ganzes Vermögen: Speck für ein halbes Jahr.

So macht sich also der kleine Toniot auf den Weg, läuft immer der Nase nach von einem Steg zum andern. Schließlich muß er ja doch sein Ziel erreichen; und seine Zeit ist nicht kostbar.

Wirklich gelangt er zur Stadt. Es ist gerade Markttag. Er fragt nach dem alten Toniot, der seine Frau totgeschlagen hat. Jeder weiß, worum es sich handelt. Das wundert den Jungen;

es muß doch gar viele Toniots geben, die ihre Frauen totschlagen. Aber er bemerkt, daß sich dies in der Stadt nicht so häufig ereignet, wie er zu glauben geneigt war. Mein Gott, es gibt eben viel mehr . . . „Frösche“ als Männer. Das läßt sich ja denken. Und wo soll man all das Blei hernehmen?

Man zeigt ihm das Gefängnis, und seine Erbschaft wird ihm ausgefolgt: Die alte Hose aus grobem Leinen, die jetzt noch grüner sich ausnimmt als vordem und wie mit roten Sternen verziert, dann den kurzen geslickten Rock. Und man erklärt ihm: Vielleicht traf seinen Vater im Grunde gar nicht so große Schuld. Vielleicht war das Recht sogar auf seiner Seite. Und gewiß hätte man ihn nicht zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt, wenn er ein vornehmer Herr aus der Stadt und nicht ein grober Waldläufer und überdies sogar ein Wilddieb gewesen wäre.

Also, denkt der Knabe, es ist kein so arges Verbrechen, eine Frau zu ermorden und einen Hausierer zum Krüppel zu schießen, als mit einer Flinte angetroffen zu werden, wenn man keine Jagdkarte besitzt. Dieser letzte Widerhall der Gesittung, der zu ihm dringt, verwirrt ihn aufs Neue. Das arme Hirn des einfältigen Burschen kann dies alles nicht fassen.

Er wirft seine Kaninchen auf den Dünger-

haufen, da er es nicht mehr wagt, sie zu ver-
äußern. Schwindel erfaßt ihn. Es ist ihm, als
hätte er da Vater und Mutter von sich geschleu-
dert. Er verschenkt seine Körbe und flüchtet aus
der Stadt, als ob die Gendarmen ihm dicht auf
den Bersen folgten, und erst im Walde atmet er
befreit wieder auf.

Er muß doch ohne Jagdkarte weiter leben.
Was aber soll er beginnen? Muß er etwa in
Zukunft für jeden Schuß Rechenschaft ablegen?
Endlich findet er einen Ausweg. Statt Ka-
ninen und Menschen zu töten, wird er fischen.
So ist's. Die Hauptsache bleibt ja doch die Frei-
heit. Und während er hin und her sinnt, nach
welcher Beute er wohl seine Angel auswerfen
mag, beginnt er leise vor sich hinzulachen.

... Denn das Gesindel quakt noch immer.
Wenn die Nacht niedersinkt, hört man sie schwatzen,
hört man sie rufen, aus allen Sümpfen im Walde,
aus allen Sümpfen rings um das Haus, aus den
schönen Sümpfen, die graugrünen Kristallkelchen
gleichen, überströmend von sprudelndem Moose,
erfüllt von einem seltsamen Saft, in dem das
Gift des herbstlichen Laubes sich mit dem süßesten
Honig der Frühlingsblumen mengt: Iris, See-
rosen, Pfeilkraut und Singgrün, dunkles Singgrün,
das seine Zöpfe um die Füße der Menschen schlingt,
die im Walde freien Tieren nachstellen.

Jawohl, das Gesindel rührte sich, klagte und schrie. Der alte, der ewige Schmerz machte sie klagen und schreien. Nach einem König verlangten sie, schlossen ihren abscheulichen Reigen, glänzten und schimmerten der eigenen Torheit froh, belästigten den Knaben mit ihrem unheimlichen Gekeife. Aus allen Winkeln des Waldes hob sich in den Sommernächten ein wilder Zusammenklang von Verwünschungen, der einen Strom schmerzhafter Tränen aus den Augen des verlassenen Knaben preßte.

Jawohl, er wußte, welcher Beute seine Angel galt. Da man nun einmal töten muß, um zu leben, ist es klug, geräuschlos zu töten oder besser noch, tötend alles Geräusch der Welt zu ersticken. Welche Freude, diese lebendigen Blumen zu pflücken, die sich wie die aufgesperrten Mäuler toller Weiber ausnahmen! Und sie alle sollten das Schweigen lernen, eine um die andere.

Von dem Tage an, da der kleine Toniot aus der Stadt zurückkam, fühlte er sich als großer Toniot. Noch ungeselliger wurde er, als der andere, der Mörder, es gewesen war, in dessen verwüstetem Haus er wohnte und dessen Hose er trug. Hoch auf reckte er sich und kam sich selbst bedeutend und wichtig vor, da er nun seinen Weg gefunden hatte.

Die Binsenkörbe bringen nichts ein, die

Schwämme verderben leicht und die Vögel sind mißtrauisch, lassen sich nur schwer in Schlingen fangen. Die Feldratte wieder gibt einen schlechten Braten, der beim Kochen einen fauligen Moschusgeruch verbreitet . . . Aber die Frösche! Die schmecken wie Bachhühner, die sind ein richtiger Leckerbissen. Er malte sich schon deutlich aus, wie sie sich mählich bräunten und langsam am Feuer drehten, schattenhaft wie kleine Drahtpuppen. Eine ganze Menge würde er selbst aufessen und die übrigen verkaufen, bis es gar keines mehr von diesen abscheulichen Tieren gab, die einen mit ihrem Quaken reizten, das halb wie ein Gebet klang, halb wie schlimmes Fluchen oder wie die Litaneien hysterischer Weiber, und das sich schreckhaft im Ohr einnistete.

. . . Jeden Tag verläßt Toniot sein Haus, das böse Winterstürme arg verwüstet haben. Die Tür ist aus den Angeln gehoben und ein Teil des Daches fehlt. Dies ist nicht mehr sein Haus, dies ist seine Ruine. Er lebt unter diesen Trümmern, wie ein Nachtvogel vor einem Unwetter in dem Spalt eines alten Gemäuers oder eines Felsens Zuflucht sucht. Seit langem hat er kein Tageslicht mehr geschaut, wie er kein Stücklein Kornbrot auf seiner Zunge geschmeckt hat. Erst wenn die Frösche rufen, schreckt er aus dem Halbschlummer auf, der ihn bis dahin umfangen hält.

Dann kriecht er, wie ein Indianer auf dem Kriegspfade Witterung suchend, schnuppernd hinaus, trinkt wollüstig und gierig alle Düfte des Waldes, bis der erwachende Morgen seine milden Tränen an alle Gräser hängt. Im Herbst riecht es nach Rosmarin, nach Wacholder, nach getrockneten Eicheln, die herbe Bitternis in die Süße der andern Düfte trüfeln. Im Frühling riecht es nach Salbei, nach Hollunder und nach wilden Rosen, die ganz weit ihre Kelche öffnen. Und die Tiere des Waldes fliehen vor einander, oder sie suchen sich, von ihrer Brunft getrieben. Der Mensch aber fühlt im Frühling nur ein wenig Traurigkeit und Sehnsucht mehr als sonst . . .

All das bleibt unerklärlich und bereitet Schmerz, wenn man darüber nur nachsinnt.

Aber Toniot denkt schon lange nicht mehr an derlei Dinge. Er lebt fern von bewohnten Städten, fern von Blutsverwandten, fern von sich selbst. Die verderblichen Sümpfe, diese Spiegel jeglichen Zaubers der Welt, ziehen ihn an, halten ihn fest, berücken seinen Geist. Er ist der Froschprinz, die Frösche rufen nach ihm, wild und leidenschaftlich, und erblicken ihn doch nur in dem Augenblick, da sie sterben.

Er kommt zu ihnen, auf den Schultern den Angelstock, von dem ein Faden herabhängt (vielleicht derselbe, den seine Mutter vom Hausierer

kaufte), und an dem Faden hängt ein Stücklein roten Luches, nur gerade so groß wie eine rote Frauenzunge. Gleichmäßig ist sein Schritt, wie er so unter den Zweigen dahinwandelt, kalt und starr blickt sein Auge, und seine schwarzen Haare zeichnen harte Linien auf seine Stirn. Wie ein ganz alter Mann sieht er aus mit den durchdringenden Augen eines jungen Tieres.

Vor dem Sumpfe grüßt sein leises Lachen die Untertanen. Er spricht nicht zu ihnen und verteilt keine Geschenke unter sie, wie etwa ein König bei seiner Thronbesteigung. Mächtig durch ihre Zahl schwimmen die Frösche herbei, immer neue Scharen, und vor ihnen legt sich das Wasser in Falten wie weiche Seide.

Ringsum neigen die Bäume ihr Haupt, um nichts von dem Schauspiel zu verlieren. Es ist, als ob sie traurig ihre Haare im Wasser badeten, und der Mond, der zu früher Stunde emporsteigt, wenn das Wetter klar ist, steht zuerst wie ein Kronreif aus Bernstein am Himmel und färbt sich allmählig purpurrot wie strömendes Blut. Einige Wochen später dünt er nur noch ein Pfeil, der scharf geschliffen empor schnellt, als habe er den Tag getötet.

Schreckhaft steigt und steigt das Klagen der Frösche; hell flammen ihre Augen, tropfendem Golde gleichend, wie die Sterne droben am Himmel.

In die unverständlichen Schreie mengen sich deutlich vernehmbare Worte, schrille Rufe, wie Kinder sie beim Spiel aussstoßen vor übergroßer Lust, oder wenn sie sich in törichtem Zorn heiser brüllen. Fehlgeburten liegen da im Sumpf begraben, einer Liebe entsprossen, vor der man erröten muß, Geschöpfe, die man nicht im Mutterleibe ausreifen ließ, die hier im Weiher untertauchten wie in einem Massengrabe und nun mit ihren kleinen, verzweifelten Händchen durch die spiegelnde Fläche greifen.

Sie drängen sich gegeneinander, die armen kleinen Ungeheuer, um die rote Zunge zu sehen, die der fremde Mann an seinem Teufelsfaden vor ihnen ausstreckt.

Das ist die Feuerzunge der Chimära.

Wie kleine zauberische Sirenen haben die Frösche den vorübereilenden Wanderer behext, und nun stehen sie selbst gebannt vor der roten Zunge. Die Rute fährt in die Höhe, der Faden schnell zurück, und ein furchtbares Schreien erschüttert die Luft wie von einem Vogel, dem man lebendig die Federn ausrupft. Der Doppelhaken der Angel, der von weitem wie ein Rettunganker sich ausnahm, hat den ersten Frosch erfaßt, der sich neugierig zu weit vorwagte, und das Tier bewegt seine schmalen Schenkel mit den zuckenden Bewegungen eines Mädchens, das man vergewaltigt.

Ein Tier um das andere sackt der Froschjäger bedächtig ein.

Es mag scheinen, als ob er sie mit seiner Angelrute hinmähte. Er würde sie gewiß alle töten, wenn es möglich wäre, alle Frösche in einem Sumpfe zu töten, wo jeder Wassertropfen ein Muttertier und jeder Schlammspritzer den Keim zu einem Jungen birgt.

Und die Nacht breitet ihre Schatten über die Erde.

Voll königlichen Hochmuts aber blickt der Mond vom Himmel nieder, als gelte es ihm gleich, was seinen Untertanen an Freud oder Leid widerfährt. Mögen die Frösche da unten quaken oder sterben: ihm allein gehört die Ewigkeit; einem Froschauge gleichend hat er als einziger alles geschaut, was sich auf der Welt ereignete seit Anbeginn.

Bis zum Rande füllt Toniot seinen Sack, einen langen Leinensack, den er aus dem letzten Hemde seiner Mutter geschnitten hat. Seine Nägel sind rot von Blut.

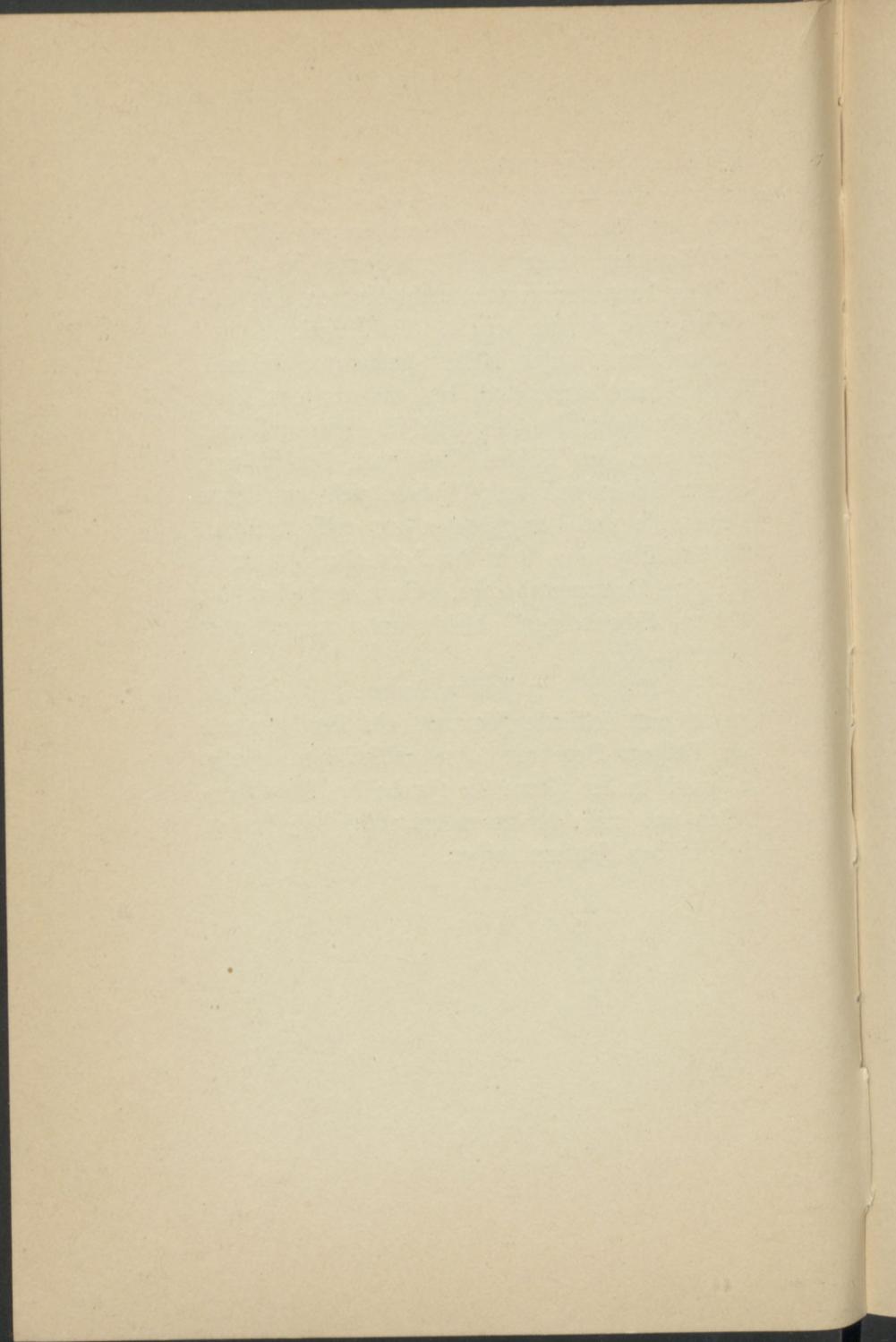
Und wenn er genug Frösche gefangen hat, kehrt er nach Hause zurück, die Angelrute geschultert, über den Rücken geworfen den Frosch-sack, den man für einen aufgeblasenen Bauch halten könnte, in dem andere kleine Bäuche sich blähen und verreckend zusammenklappen. Und

sobald er heimgekehrt ist, beginnt seine Speise-
stunde. Gemächlich sacht er die Glut auf dem
Herde an, der Wind saust vorüber und bläst in
die Flammen. Sanft scheltend seufzt die Erde.

Nun kann ihn niemand mehr hindern, sich satt-
zuessen, wie es ihm beliebt. Er ist frei.

Bor dem Haufen kleiner Leichname kneidend,
streift Tonot einem nach dem anderen das Kleid
ab, reißt ihnen das Doppelschild ihrer goldenen
Augen aus den Höhlen, löst ihnen den schönen,
grünen Seidenfrack vom Rücken, zieht von ihren
Beinen die zierlichen Höschen aus weißem Samt.
All das liegt nun bunt durcheinander gewürfelt
wie eine Puppengarderobe. Ganz nackt sind die
kleinen Schenkelchen, bleich und immer noch
zuckend. . . .

. . . Und in den starren Augen des Mannes
brennt eine seltsame Flamme, ein Leuchten wie
von heißem Begehrn oder mitleidlosem Hasse,
während in der Ferne die Hunde den Mond an-
bellen und vielleicht davon träumen, daß sie den
Tod in den Hintern beißen.



17

Die
Weindese
von Sodom



M Morgendämmern rauchte die Erde, wie ein Keller, bis zum Rande gefüllt mit einem teuflischen Most, und der Weingarten, der im Mittelpunkte der ungeheuren Ebene lag, färbte sich rotgelb unter dem Hauch der purpurnen, gluthaarigen Sonne, die schon jetzt ingrimmig niederbrannte und von Anbeginn einen Keim der Gährung in die riesenhaften Trauben preßte, deren übergroße Beeren glänzten und leuchteten wie runde, ganz dunkle, weit vor gewälzte Augen.

Aus einem Abgrunde von siedendem Teer sproßten die Weinstöcke empor, entfalteten ihr goldenes und blutrotes Blattwerk, verschwenderisch wie nur unermesslicher Reichtum es sein kann, und in tollem Eifer spannen sich die Reben wie flüssiges Edelmetall um alle Früchte, die zu Hauf über der weichen Tonerde lagen, über der blendenden Erde, die gleich rosigem Fleische schimmerte und einen Duft von frisch treibenden Säften, vermengt mit heißem Pestbrodem, ausströmte. Wie ein allzu fruchtbare Tier, das während seines vielfachen schmerzhaften Gebärens von keinem Bande beengt werden darf, kroch die Weinrebe in grausigen Zuckungen auf dem Boden hin, warf in

toller Raserei ihre Ranken zum Himmel empor, wie Arme, die um Hilfe flehen. Sie schien zu leiden und sich zugleich an sündiger, doch paradiesischer Lust zu lassen, während ihr erhitztes Mark aus allen Poren überströmend, sie mit einem Regen perlender Tautropfen übergoß.

Wo der Zufall es gerade fügte, kam sie von ihren erstaunlichen Früchten nieder, die glänzend braun waren und sammetweich und geheimnisvoll aus den tödlichen Giften des siedenden Teers emporstiegen, an den sie durch ihr kohlschwarzes Kleid gemahnten und durch ihre teuflische, wie in Vulkanen gebraute Süßigkeit.

Aus manchen Trauben, die halb verfault waren und deren Beeren sich platzend aufstatten wie ein blutroter Lippenspalt, rann so verderblich süß der Saft nieder, daß alle Bienen sich von ihm den Rausch zugleich und den Tod holten.

Zwischen den Wolken, die rot waren, als hätte der Himmel in Flammen aufgehen wollen, und der hellen, wie mit Safranpulver überstreuten Ebene hörte man keinen Vogel singen, nichts sich bewegen. Nur die Reben erzitterten leise unter dem dumpfen Summen gieriger Insekten wie ein Kessel, in dem Wasser zu kochen beginnt. Inmitten der goldenen Zweige aber, auf dem Grunde der einfachen Kelter — eines ausgehöhlten und in der Mitte durchlochten Granitblockes, der einem

Altar für Menschenopfer gleichen möchte — lag ein Fabeltier, lag eine Eidechse, von grünen und glänzenden Schuppen bedeckt, mit einem seltsam stechenden Hyazinthenblick. Rätselhaft starr lag sie da, unter dem keuchenden Atem hob und senkte sich ihr silbern schimmernder Bauch. Auf den Tod trunken war auch sie.

Allmählich verloren die Wolken ihr strahlendes Leuchten, verblaßten, nahmen sich nicht mehr wie Feuerdampf aus; sie zerrissen, verwehten im Wind. Alles Licht des Himmels rann in der Sonne zusammen, die Luft war blau gleich gehärtetem Stahl und ließ die Hitze wie einen klaren, durchsichtigen Bach verströmen. So weit das Auge reichte, breite sich das Land Judäa aus, ringsum nur schwächliche Feigenbäume, von denen kaum ein dünner Schatten niederhing wie ein zerflatternder Schleier. Einige von den verkrüppelten Bäumen schienen sich in allerlei launenhaften Missbildungen zu gefallen, wie es eben die Art der Pflanzen ist, die sich mit ihrem Schicksal nicht zufrieden geben. Die behaarten Finger ihrer Blätter griffen ineinander, verwirrten die glänzenden Zweige, die mit durchsichtigen, klebrigen Auswüchsen bedeckt waren und um die sich Bernsteinspangen schmiegten. Die Stämme aber, die vom Feuer des Himmels zu dem Feuer niedergebeugt wurden, das aus der Erde emporstieg,

gefieLEN sich in den geschmeidigen Bewegungen
Unschuldiger, die man verfolgt und die nachgeben,
weil sie zum Widerstande keine Kraft verspüren.

Indessen hob sich in der Ferne hinter dem
letzten Buschwerk ein gewaltiger Turm über die
Mauer einer verschwimmenden Stadt. Aus Qua-
dern war er aufgebaut, die wie Elfenbein schim-
merten oder wie gebleichte Knochen, und in mächtigen
Schraubenwindungen wuchs er zum Himmel,
einem Weg gleichend, der ins Unendliche führt.
Mit einem Schwarm großer weißer Vögel schien
er zu wetteifern, die ihren Flug immer höher
und höher zogen und sich auf seiner Spitze nieder-
zulassen strebten.

Von diesem fernen Turme stieg das Volk
von Sodom nieder und näherte sich den Wein-
bergen.

Ein zweimal hundertjähriger Greis führte das
Volk, ein finsterer Koloß, der sie alle mit seinem
knochigen, unaufhörlich zitternden Haupte über-
ragte. Sein Scheitel war kahl und von dem
Zipfel eines Linnens überdeckt, das sich festhakte
wie ein Leinentuch. Zahnlos schien sein Mund.
Er war der Vater, der Führer, der Patriarch,
dem die ganze Nachkommenschaft untertan blieb.
Sein Haupt glich einem länglichen Gestirn, und
die Helligkeit des Mondes lag darüber gebreitet.
Durch das Heben und Senken eines Stabes

erteilte er seine Befehle; denn seit langem schon hatte er jeglicher Rede entsagt.

Ihm zur Seite drängten sich seine älteren Söhne, starke Männer mit langen, schwarzen Bärten. Einer von ihnen, der sich Horeb nannte, trug im wildledernen Gürtel glitzernde Schalen, die volltonend gegeneinander schlugen. Hinter diesem schritt ein Haufen jüngerer Männer, die Phaleg gehorsamen mussten, einem Riesen, der fast ohne Kleidung unter der Sonne hinwandelte und dessen von keinerlei Haar verunzierte Nacktheit rosigem Marmor glich. Ein flammroter Bart umrahmte seine Wangen. Auf dem Haupte aber trug er eine Pyramide geflochtener Körbe, die mit Weizenkuchen gefüllt waren.

In respektvoller Entfernung folgten tanzelnden Schrittes die Jünglinge in Kleidern, die nur bis zu den Knien reichten und von seltsam bestickten Gürteln festgehalten wurden. Mutwillig warfen sie ihre flatternden Mähnen nach rückwärts, die blond flimmerten wie Frauenhaare. Das schönste Kind unter ihnen mit Purpurlippen und veilchenblauen Augensternen, die aus geheimnisvollen Himmelshöhen herabgeholt schienen, hieß mit Namen Sineus. In einem knabenhaften Einfall hatte er seinen engen Rock aus Lammfell mit lauter Blumen verziert. Wie er den Weinberg betrat, vergaßen die Bienen ihrer Trauben und

gaukelten um seine Schulter. Vielleicht hielten sie ihn für eine lebende Honigwabe, so blond war er. Und sie neigten sich über sein jungfräuliches Fleisch, ohne ihm ein Leides zu tun.

Zuerst stimmten die Winzer ein freudiges Lied an, dann füllten sie die Körbe. Die älteren pflückten mit langsamem, stetigen Bewegungen die schweren Trauben, dann stürmten die jüngeren gierig kreischend herbei. Einmal erhob sich der Greis, der auf dem Rande des granitnen Kübels saß und streckte seinen Stab aus. Da drängten sich die Jünglinge ihm entgegen, füllten die Kelter hoch auf mit Frucht. Dann setzte sich wieder der Greis und warf das Haupt zurück; da entlief die Schar, die leeren Körbe auf den Schultern.

Vergehentlich traten die einen in den roten Saft, der an ihnen empor spritzte, die anderen rieben sich mit ihm absichtlich die Brust ein. Wie von einer tollen Raserei ergriffen, zerpreßte Sineus stampfend und tanzend die aufgeschichteten Trauben, streute wilde Rosen in den Brei.

Des Mittags aber überwältigte die Müdigkeit alle Winzer; Seite an Seite schließen sie ein, gegen die Knie des Vaters geschmiegt. Und der alte Patriarch, der noch immer unbeweglich wie ein steinern Bildnis auf dem Rande der Kelter saß, erschien inmitten der breitschultrigen Männer, von

denen der Wein troff, als hoheitvolle Mahnung
an die Ewigkeit des Todes.

Da tauchte hinter der nächsten Gruppe von Feigenbäumen ein seltsames Wesen auf, kam flüchtigen Schrittes näher: eine Frau. Schlank war sie, bleich und nackt, und ihr rotes Haar breitete sich wie ein zarter Flaum über ihren Körper. Man hätte glauben können, sie trage ein blendend weißes, mit goldenen Fäden besticktes Linnen. Wie eine blanke, blitzende Schwertklinge hob sich ihre Stirn vom Blau des Himmels, ihre Haare segten die Erde und zogen raschelndes Herbstlaub hinter sich her. Thre Fersen, rund wie Pfirsiche, berührten kaum den Boden; hüpfend schritt sie wie ein frohes Tier. Die beiden Knospen ihrer Brüste aber waren schwarz, wie verbrannt, und flößten Furcht ein.

Dem schlafenden Sineus näherte sich das Weib und aß alle Trauben, die noch in seinem Korb lagen, es zerfleischte sie und schläng sie gierig hinunter. Dann legte sich das Weib neben den Knaben, kroch geschmeidig zu ihm wie eine Ringelnatter. Doch bald erwachte der Knabe, da ihn die Berührung unkeuscher Finger durchdrang. Wehklagend sprang er auf, stieß das Weib zurück, und seinen Schmerzensrufen antwortete das Zorngebrüll aller seiner Brüder.

Hochauf richtete sich der Greis, streckte seinen

Stab wider die Fremde, als sähe er sie, die jetzt alle umdrängten, mit seinen toten Augen.

Es war eine von den Bettlerinnen um Liebe, die man in Sodom auf Geheiß der Weisen verjagt hatte. In gerechtem, furchtbarem Zorn waren die Männer Gottes zusammengetreten, um sich von den Besessenen zu befreien, die von der Abenddämmerung bis zum Morgengrauen sich lusternen, bösen Leidenschaften hingaben.

In männlichem Trotz hatten sich die Jünglinge selbst zu einer Keuschheit von mehreren Jahren verurteilt, um nicht während der Ernte ihre besten Kräfte den Abgründen der Wollust, den Mädchen von Sodom preiszugeben. Nur die Wöchnerinnen und Greisinnen hatte man geschont, alle anderen aber unerbittlich aus dem Weichbild der Stadt gejagt, auch die Gattinnen, auch die Schwestern. Über Straßen und Plätze waren die Weiber geflüchtet, nackt, mit blutigen Striemen auf dem Rücken und zerfleischten Brüsten. Wie Hündinnen hatte man sie verjagt. Durch die Wüsten waren sie hingestürmt über den brennenden Sand, Gomorra zu. Viele waren im Glutensauch der Ebene sterbend hingefunken, andere plünderten die Weingärten. Gleichwohl hatte keine von den Verworfenen Buße getan; denn ihre Körper, die von tollen Begierden aufgepeitscht blieben, befriedigten ihre Lüste in den Flammen der Sonne,

die auf sie niederglühete. Ein lodernder Brand wohnte in ihren Leibern wie in den Eingeweiden der Erde.

Jetzt aber fiel gar eine von diesen mäntertollen Hündinnen ein Kind an, dessen Züge den ihren glichen.

„Wer bist du?“ fragte sie Horeb.

„Ich bin Sarai.“

Sineus hob den Ellbogen, um sein Antlitz zu verbergen.

„Was willst du?“ sagte Phaleg.

„Mich dürstet.“

„Ei sieh doch, es dürstet sie.“

Die Männer befragten einander mit ihren Blicken. Doch wild riß der Vater seinen Stab hoch, da beugten sich alle nieder und griffen Steine auf.

Das Weib, wie die Sonne so blond, breitete ihre strahlenden Arme aus. Und so schrillen Tones, daß alle Männer zurückwichen, rief sie:

„Wehe Euch!“

„Ja, ich erkenne dich“, sagte Horeb, „du hast mir eines Nachts meine schönsten Metallbecher geraubt.“

„Auch ich erkenne dich“, sprach Phaleg, „du hast mich am Tage des Herrn zur Buhlschaft verführt.“

„Ich aber kenne dich nicht,“ schrie Sineus

mit tränenerstickter Stimme. „Ich will dich nicht kennen.“

Der Greis senkte seinen Stab.

„Steiniget sie!“ brüllten alle.

Keine Zeit zur Flucht blieb dem Weibe. Dreißig Steine schwirrten ihr entgegen.

Aus ihren Brüsten sprühten rote Garben, und Purpurbänder krönten ihre Stirn. Sie sprang, sie wälzte sich auf dem Boden, zerraufte ihr Haar in den Weinreben, die nach ihr griffen, und dann machte sie sich klein, kroch wie eine Schlange auf dem Boden hin, glitt in die Kelter, darin der Most gährte, bedeckte sich mit dem Haufen der zerdrückten Trauben und blieb unbeweglich, während sich das Blut des Weines mit ihrem köstlichen Herzblut mengte. Und da sie noch immer mit dem Tode rang, sprangen die Männer zu ihr in die Kelter, traten sie mit Füßen, während aus den wunderbaren schwarzen Beeren ihrer rollenden Augen ein letzter fluchender Blick die Peiniger traf.

Des Abends dann, als die Winzer feierlich ihr Werk vollendet hatten, teilten sie ihre Weizenbrote, füllten die Becher bis zum Rand. Und da sie alle schon trunken waren, berauschter von der Lust des Tötens als von der Weinlese, verschmähten sie es, den Leichnam aus der Kelter zu heben, tranken, dem Weibe fluchend, bis zur Neige den entsetzlichen, von Liebe vergifteten Saft.

Und in selbiger Nacht, während aus der Ferne
das Gebrüll wilder Tiere herüberklang, während
ein Geruch wie von Schwefel die Luft erfüllte,
während der riesenhafte Turm im Hintergrunde
nun im gedämpften Mondschein so bleich sich aus-
nahm wie gebleichte Menschenknochen, in selbiger
Nacht versündigten sich zum ersten Male die
Männer von Sodom wider die Natur in den
Armen ihres jungen Bruders Sineus, dessen Schul-
tern sammetweich waren und wie Honigseim
dufteten.

Der
Panther



US den Kellergewölben des Zirkus stieg langsam der Käfig empor, und hinter ihm, ganz schwarz, schien die Nacht zu schleifen. Unter den blendenden Strahlen des Himmels aber schoben sich die Gitterstäbe zurück, und da nun das Tier mit einem Male den Sand der Arena vor sich gebreitet sah wie einen goldenen, mit Purpur besprengten Mantel, be rauschte es sich an all dem Licht und hielt sich für einen Gott.

Jung war der Panther und ganz schwarz, wie in königlicher Trauer. Das Fell umschloß seine Glieder wie eine Scheide die Klinge umschließt, und große Topase schienen hier und dort darüber verstreut. Rein und fest blickte der Panther, wie Tiere blicken, die nichts anderes noch geschaut haben als im Spiegel einsamer Flüsse ihr eigen finster keusches Bildnis. Die mächtigen Täzen des Tieres, die etwas Tänzelndes, Spielendes hatten, schienen auf Flaumflocken hinzuschreiten. In drei leichten Sprüngen schnellte er zur Mitte des Zirkus vor. Hier nahm er mit einer feierlichen, doch biegsamen Bewegung Platz und begann seine Geschlechtsteile zu lecken. Jeglich anderes Geschäft schien ihm von minderer Wichtigkeit,

auch die Prüfung, der er sich vor der kaiserlichen Loge unterziehen mußte.

Neben ihm hingen zerstückelte Christen an hohen Kreuzen, die über und über mit Blut besudelt waren. Ein toter Elefant versperrte mit der grauen Masse seines Körpers ein Stückchen wunderbar blauen Himmels. Wie eine verschüttete Mauer nahm er sich aus. In der Ferne bewegte sich auf kreisförmig emporsteigenden Stufen eine Wolke blässer Gestalten, von der seltsame Rufe herkamen. Und als nun das Tier sich vollends gepuht hatte, drückte es einen Augenblick erregt die Schnauze auf den Boden, begierig, den Grund der rasenden Schreie aufzuspüren, die seinen leidenschaftlosen, verständigen, nur dem nützlichen Morde zugekehrten Gewohnheiten, denen alle krankhafte Wollust des Tötens fremd geblieben war, unerklärlich schienen.

Ein dumpfes Grollen brandete herüber, wie von Wogen, die der Sturm aufpeitscht, oder vom Geäst, in das krachend der Blitz fährt. Doch nur ein höhnisches Miauen, das allen Gewittern Trotz bot, stieß der Panther aus, und ohne Überraschung, gleichsam von der Laune erfaßt, denen dort drüben die Sanfttheit wahrhaft wilder Tiere darzutun, ließ er sich, menschliche Beute verschmähend, vor dem schmackhaften Fleisch des Elefanten nieder. Nach Herzenslust trank er den

dampfenden Saft, der von dem riesenhaften Leichnam niederrann, riß sich einen gewaltigen Tezen Fleisches los, und nachdem das Festmahl beendet war, streckte er sich auf die Abfälle hin und putzte sorgsam seine linke Bordertatze.

Zwei Tage vor seiner Befreiung hatte man in sein dunkles Gefängnis abscheuliches Fleisch geworfen, mit Kümmel gewürzt, mit Safran bestäubt, um das verzehrende Feuer, das in seinen Eingeweiden brannte, noch aufzustacheln. Aber vorsichtig schnuppernd hatte er sich der Nahrung enthalten. Längeres Fasten, gefährlichere Versuchungen waren ihm schon begegnet. Nicht unwissend schien der Panther trotz seiner Jugend. Er kannte den brennenden Durst unter der Mittagssonne seiner Heimat, wenn die Vögel, nach dem Regen sich sehnend, traurige Weisen anstimmten. Er kannte die totbringenden Pflanzen in weiten Urwäldern, wo Schlangen mit gespalterner Zunge, von der häßliches Gift niedertropfte, ihn durch ihren bloßen Blick zu lähmen drohten. Er kannte die erstaunliche Größe mancher Sonnen und die erbärmliche Abgezehrtheit mancher Beute, die Spannung des Lauerns unter der boshaften Wacht des Mondscheins, der zur Jagd nach dem unerreichbar geschwunden Schatten eines fliehenden Wildes lockt. Bei diesen unglücklichen Jagden hatte er die Bedürfnislosigkeit eines armen Kriegers erlernt und

verlangte nur sein bescheiden Teil, wünschte nicht den Rausch jener anderen Welt zu kennen, wo die Tiere, von den Menschen als Brüder aufgenommen, wie zu ewigen Festmahlen geladen scheinen. Mit schlichtem Anstand wählte der Panther sein Stück, als hätte er angesichts der widerwärtigen Gier, die ihn umgab, sich besonders woherzogen erweisen wollen.

Ein nackter Christ, wie zum Spott mit einer Peitsche bewaffnet, an der eine eiserne Kugel hing, tauchte plötzlich hinter dem Bug des Elefanten auf, von unsichtbaren Henkern vorwärtsgetrieben. Er glitt in dem geronnenen Blute aus und schlug mit der Stirn auf den Boden. Losbrechendes Hohngeschrei riß ihn wieder empor. Er griff nach seiner Peitsche, und ein Lächeln verzog seine bleichen Lippen. Denn unter keiner Bedingung wollte er sich der Waffe bedienen; auch nicht gegen das Tier, das ihn wohl nun zerreißen würde. Auf den Boden setzte er sich hin und wandte seinen hellen Blick dem Feinde zu.

Dieser fuhr mit der Faust spielend in die Luft, was bedeuten sollte: „Ich bin satt!“ . . . Der Länge nach streckte sich der Panther aus, die Augen halb geschlossen und verlegen mit dem Schweife schlagend. Geruhsam und neugierig maßen die beiden einander mit ihren Blicken, der Christ, indem er trotz aller beschlossenen Hingabe die

geheime Kunst der Tierbändiger sich anzueignen suchte, die Herrschaft des menschlichen Willens, der alles Tierische besiegt; und das freie Tier, indem es sich zu ergründen bemühte, wieviel Kraft dem seltsamen Geschlecht der Menschen innenwohne, wenn es nackt ist.

Ein furchtbares Geschrei weckte die beiden aus ihren merkwürdigen Träumen. Sie waren jetzt der Mittelpunkt des blutigen Festes, und man begann sich zu langweilen. Von einem wilden Zorn erfaßt schienen alle Zuschauer, man rief nach den Kampfleitern, Pferde zogen im Galopp die schwere Masse des Elefanten aus der Arena, und nun standen die beiden Gegner noch immer lauernd Auge in Auge voreinander. Der Christ weigerte sich, den Kampf aufzunehmen, und der Panther verspürte keine Lust, den Menschen zu zerfleischen, da sein Hunger befriedigt war.

Einer der Kampfleiter stürzte sich auf das Tier und zückte den Degen. Mit einem geschickten Sprung wich aber dieses dem Stoße aus, und zu einem traurigen Lächeln hochgezogen blieben die Lippen des Christen. Da brach von allen Seiten ein Heulen los, furchtbar wie ein Ungewitter. Die Kampfleiter sprangen außer sich vor Zorn gegen das Tier los, das so eigensinnig darauf bestand, sich zu ergeben. Man brachte Lanzen spitzen zum Glühen und schlepppte Stacheln

herbei, an denen siedendes Pech und brennende Federn klebten. Man pfiff schnellen Hunden, die es wohl verstanden, sich an den Sehnen der Kampftiere festzubeißen, man füllte hohe Gefäße mit kochendem Öl. Aller Haß wandte sich einen Augenblick lang gegen das junge, törichte Tier, das unentschlossen mit dem Schweif seine Flanken peitschte, erstaunt über soviel kriegerische Vorbereitung.

Doch die Kampfleiter ließen ihm keine Zeit zur Besinnung. Sie stürzten sich auf den Panther, trieben ihn wilden Laufes durch die Rennbahn über die Leiber der Sterbenden hinweg, die sich hier und dort auftürmten. Von einer abergläubischen Furcht erfaßt, floh der Panther, meinend, das Ende der Welt sei herbeigekommen. Wirr durcheinander verfolgt und verfolgend, stolperten Menschen und Tierleiber. Und das laute Lachen des Volkes, das sich von dieser Narrenposse begeistigt fühlte, fegte gellend hinterdrein. Von allen Seiten schleuderte man auf das erschreckte Tier, das in tollen Sätzen durch die Arena jagte, Steine, Früchte, Waffen. Patrizierinnen lösten ihren Schmuck von Stirn und Armen; pfeifend sauste er durch den Raum. Und der Kaiser selbst warf, hoch aufgerichtet, silberne Münzen dem Panther nach, der, berauscht von der eigenen Wut, von den Pfeilen, die sich in sein Fleisch wühlten, und

von den Flammen, die rings um ihn auflohten, mit einem letzten, verzweifelten Satz in den Käfig flüchtete, dessen Tür noch immer geöffnet war.

Und wieder schoben sich die Stäbe vor ihm zu, die Falle versank im Dunkel der Kellergewölbe.

Schreckliche Tage und Nächte folgten. Von Zeit zu Zeit stieß das Tier düstere Klagerufe aus, wie nach der Sonne sich hangend, die es nicht mehr erblicken sollte. Der Panther hatte den Zirkus entehrt, und mit allerlei Qualen ließ man ihn die Schmach entgelten. Feige sei er dem Kampf ausgewichen und dürfe nicht mehr darauf Anspruch erheben, wie ein adeliges Tier behandelt zu werden. Schrecklich aufgeschlitzt war das Maul des Tieres von einer Degenklinge, die es im Zorne zerbissen hatte. Aber niemand ließ ihm Pflege angedeihen. Der Wärter, ein sehr alter Sklave, empfand kein Mitleid mit dem Feigen, warf ihm nur die Abfälle vor, die er aus den benachbarten Käfigen zusammenscharrete: benagte Knochen, stinkende Äser, die man vor dem Panther ausschüttete wie in eine Kloake.

Unter all dem Schmutz und Unrat begann das Fell des Tieres in zahllosen Wunden aufzubrechen. Boshafte Knaben hatten seinen Schweif an den Boden festgenagelt; laut aufbrüllend vor Schmerz riß sich das Tier los. Der alte Sklave gefiel sich darin, den Panther zu reizen, indem er

eine Hand gegen seinen weitaufgesperrten Rachen streckte, während zugleich die andere dessen Augen mit auffstäubendem Schwefel blendete; an der knisternden Flamme einer Fackel brannte er ihm das eine Ohr vom Kopf.

Der Luft und des Lichtes beraubt, das Maul voll blutigen Schaums, heulte kläglich das Tier, suchte einen Spalt, wo es seinen Peinigern hätte entschlüpfen können, stieß mit dem Schädel gegen die eisernen Bitterstäbe, zerwühlte mit seinen Krallen den Boden und fühlte doch, wie ein geheimnisvoller Schmerz immer mehr seine Einge- weide zerfraß.

Weil das drohende Gebrüll des Tieres allzu sehr belästigte, kam schließlich der Befehl, den Panther vollends verhungern zu lassen. Eines ehrenvollen Todes — Erdrosseln oder einen Lanzenstich ins Herz — hielt man ihn nicht mehr für wert. Am Ende vergaß man das Tier, und der Wärter schritt nicht mehr mit seiner Fackel an dem Käfig vorüber.

Der Panther begriff. Er verschmähte nun jegliche Klage; in stolzer Haltung, den verstümmelten Schweif an den Leib geschmiegt, die schwärenden Zähne übereinander gekreuzt, die Glotzaugen geschlossen, erwartete er hindämmерnd den Tod.

Ach, wo waren die Wälder, in die krachend das Gewitter niederfuhr, wo die großen Sonnen,

die rosenfarbenen Monde, die Vögel, die nach dem Regen weinten, die grünen Haine, die frischen Quellen und die zarte Beute, die sich ganz leicht hingab, deren Leben man in einem Zuge ausschlüpfen konnte! Wo waren die großen Flüsse, in deren weit hingebreitetem Spiegel man das Bildnis freier Tiere erblickte, von einem Strahlenkranz leuchtender Sterne umgeben!

Allmählich stiegen in der Erinnerung des sterbenden Tieres längst vergessene Bilder auf. Ach, welches Glück, weit fort in der Freiheit zu wohnen! Eine ohnmächtige, verzweifelte Bewegung ließ ihn gleich darauf wieder sein gegenwärtiges Schicksal fühlen, und er sah das goldene, purpurbesprengte Feld, den Sand der Arena, sah die graue Masse des ausgeweideten Elephantenkörpers, das harte Lächeln des Christen. Von neuem waren die rasenden Schreie der Kampfleiter um ihn und die Qualen, alle Qualen . . .

Die Schnauze auf die gekreuzten Tatzen gepreßt, mit seinem Schicksal ausgeglichen, schien der Panther zu schlafen; vielleicht war er schon tot.

Mit einem Male wisch die Finsternis, die über sein Gefängnis gebreitet war. Eine Falltür öffnete sich da oben, und vom Himmel stieg die weiße, schlanke Gestalt einer Frau zu der Hölle des unseligen Tieres nieder. In einem Zipfel ihres Kleides trug die Frau das Vierteil eines

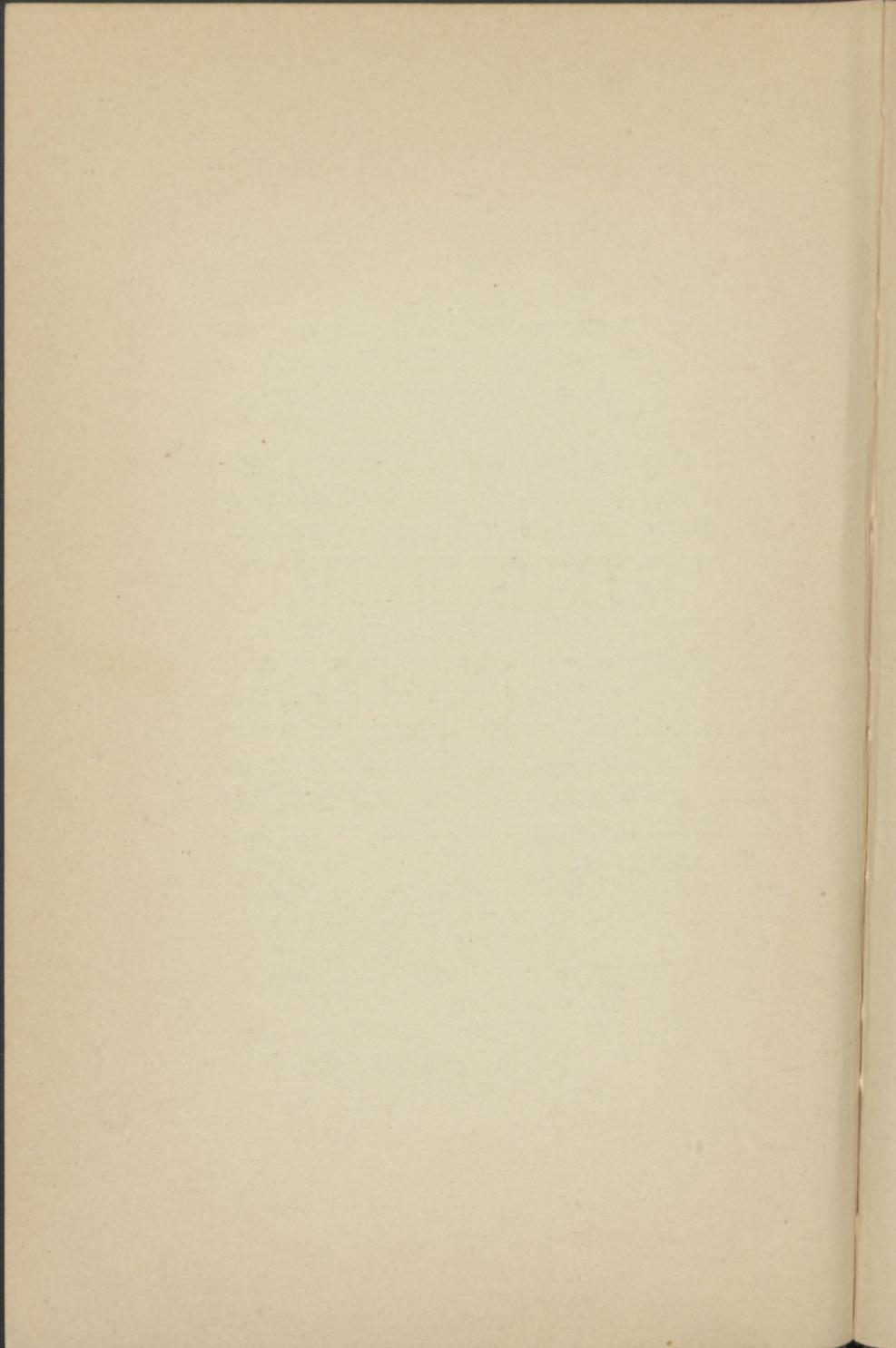
Zickleins, und der erhobene Arm hielt ein volles Gefäß.

Mit einem Ruck sprang der Panther auf. Dieses so weiße Geschöpf war die Tochter des Wärters:

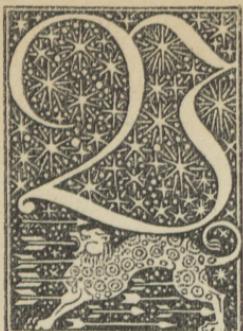
„Tier,“ sprach das Mädchen, während hinter ihm Lichter tanzten, so blond wie sein Haar, „Tier, dein Leiden dauert mich, du sollst nicht sterben.“

Eine Kette lösend, daß die Gittertür rasselnd zurückfuhr, ließ es das Vierteil des Zickleins auf den Boden des Käfigs niedergleiten und stellte mit sanften, ruhigen Bewegungen das volle Gefäß in eine Ecke.

Da duckte sich der Panther, denn seine Lenden waren geschmeidig geblieben. Ganz klein machte er sich, um das Kind nicht zu erschrecken. Einen Augenblick lang wandte er ihm lauernd die glühenden Augen zu, die sich wieder weit auftaten, wie Abgründe so tief. Und dann faszte er mit einem Sprunge das Kind an der Kehle und erwürgte es.



Das
träumernde
Pferd



OR dem Lagerfeuer nahmen sich beide gleich weiß und bleich aus, eigentlich mehr schmutzig grau als weiß, wie Leinen, das durch alle Pfützen gezogen worden ist. Der Mann trug eine Lederhose, weiche Stiefel, lächerlich alte Stiefel ohne Sporen und vorn zugespißt wie Tanzschuhe, dann einen Rock aus lichtem Tuch, der für seinen Körper viel zu groß war und den er irgendwo bei einem Trödler fertig gekauft haben mochte. Es war dies ein abscheulich kzierter Anzug, wie er das Entzücken aller Stallknechte bildet. Unter seinem Hute, dessen Krempe er auf der einen Seite emporgeschlagen trug — nur daran war zu erkennen, daß er zur Burenarmee gehörte — sah man undeutlich, verschwommen das Antlitz; wie bemehlt erschien es und in beständiger Bewegung begriffen: die Fraze eines Gauklers. Hinter ihm drein trabte das Pferd ohne Zaum noch Zügel und statt allen Sattelzeugs trug es eine Schabracke aus verblaßtem Samt auf dem Rücken. Die Mähne des Tieres umhüllte den Körper wie mit einem Schleier; hinter den Wimpern, die so durchsichtig fein waren wie die Wimpern eines Kindes, blickte das dunkle Auge.

Der Kommandant des Vorpostens, dem sich

der Fremde näherte, fuhr erschreckt zurück, als er der seltsamen Gäste gewahr wurde. Erschöpft schienen Mann und Tier wie nach einer weiten Reise, das erriet man an ihrem schweren Atemholen und an der Art, wie sie den Kopf schaukelnd vornüberneigten. Zitternd standen sie da, und ihr Schatten, den das Lagerfeuer auf den Boden zeichnete, schwankte hin und her wie der Schatten eines Papierfetzens im Wind.

Den regelmäßigen Truppen zu Leide ließen sich wiederholt Reklamehelden im Lager blicken, die niemand zu Gast gebeten hatte und die zu keinerlei Dienstleistung taugten. Sie nahmen ein Zelt im Lager und doppelte Rationen bei den Mahlzeiten in Anspruch und verschwanden plötzlich wie sie gekommen waren, als hätte sie der Erdboden verschluckt, bei einem Kreuzweg . . . oder auch im Tode. Freilich hätten die Soldaten, denen ihr sieberndes Hirn und ihre leeren Magen alle Schreckgespenste der Furcht vorgaukelten, der grausigen Erscheinung solch gefräziger Raubvögel billig entraten können, die gierig auf das Schlachtfeld niederschlügen, um den Erschöpften noch einen Zeichen ihres Ruhmes wegzuhaben. Aber es galt als Ehrensache, die Fremden würdig zu empfangen. Reiche Nationen beschwerten ein armes Volk mit der Last zweifelhafter Existenz, und das arme Volk mußte sie mit offenen Armen aufnehmen,

mußte im hochherzigen Rausch der eigenen Vernichtung Tränen der Freude vergießen ob der Teilnahme, die man ihm erwies.

Der Kreis von Soldaten öffnete sich, um dem Reiter und dem Pferde einen Platz am Küchenfeuer anzubieten.

„Wie heißen Sie?“ fragte der Lagerkommandant.

Mit einer biegsamen Bewegung zog der Fremde seinen Hut. Wie ihn nun die aufflackernde Glut beleuchtete, erkannte man, daß er jung war trotz des spärlichen Haares, das flach und ein wenig fettig auf dem Kopfe lag, und trotz seines Mundes, der zwischen zwei Faltenklammern, die an ein künstliches Gebiß denken ließen, das auf den federnden Kiefern gesessen hätte, sich seltsam wie ein Spalt auftat. Sein Auge indessen war sanft und dunkel wie das Auge seines Pferdes und von dichten Wimpern beschattet.

„Sie sind Italiener?“ fragte der Kommandant, der nachdachte, in welchem Lande er wohl solch leidenschaftlichen Augen schon begegnet sein möchte.

In reinem Englisch erwiderte der Fremde: „Ich stamme aus Algerien, Herr Hauptmann: der Oberst schickt mich; ich heiße Amaldo.“

Und er reichte dem Kommandanten seine Papiere.

Italiener, Brasilianer, Spanier oder Portugiese,

das galt am Ende gleich, da es doch in den sicherer Tod ging. Teilnahmlos schob der Hauptmann den Brief, der ihm gereicht wurde, unter den Waffenrock. Verlassener als er selbst konnte dieser Fremdling auch nicht sein. Morgen, wenn es noch ein Morgen gab, mochte man weiter überlegen.

„Sie müssen das Pferd dort hinter den anderen anbinden und zwar so, daß es nur stehend einschlafen kann. Die Pferde, die sich jetzt niederlegen, stehen nicht wieder auf. Wir, die Reiter, freilich dürfen überhaupt nicht einschlafen, keinen Augenblick, auch stehend nicht.“

Ruhig antwortete der Algerier:

„Ich bin gekommen, um mit Ihnen zu wachen, Herr Hauptmann.“

Wie ein Wanderer benahm sich der Fremde, der aus Gefälligkeit in ein Haus tritt, unter dessen Dach ein Toter aufgebahrt liegt. Je mehr Menschen um das Bett versammelt sind, um so leichter erträgt man den Leichengeruch. Während sich nun sein Blick dem Pferde zuwandte, sagte er:

„Man braucht es nicht anzubinden. Zéphi, geh zu deinen Kameraden und bleib diese Nacht aufrecht stehen! Beschmuhe nicht im Staub dein schönes Fell. Niemand hat Zeit, mein Freund, dich jetzt zu striegeln wie vor einer großen Gala.“

Ein jähes Erstaunen rüttelte die Soldaten auf, die teilnahmlos um den großen Suppentopf

hockten, des Augenblicks harrend, wo die ersten Blasen aus dem siedenden Dampf aufsteigen würden. So ausgehungert und erschöpft sie auch waren, blickten sie doch alle jetzt voll Neugierde auf das Pferd, das den Befehlen lauschte wie ein Mensch.

Auf einem Hufe hinkend, trabte Zéphi langsam davon, den Kopf gesenkt und am Boden schnuppernd.

Dort unten war der Stall, das heißt ein Karren, mit Futter beladen, und eine Schnur, die, vom Karren zu einem Pfahl gespannt, um den alle Zügel festgeknüpft hingen, den Weg versperrte. Der flackernde Feuerschein beleuchtete bald einen schimmernden Bug, bald ein häßerfülltes Auge.

Der erste Kamerad, dem Zéphi sich näherte, schlug gegen ihn aus, der zweite, dem zu beißen die Kraft fehlte, zog gleichwohl die Nüstern hoch, daß man seine Raubtierzähne sehen konnte, die aber vor Hunger so lang geworden waren, daß sie nach nichts anderem zu verlangen schienen als nach Heu. All diese zottigen, mürrischen Pferde waren zu einer einzigen feindlichen Masse geballt, die dem seltsam herausgeputzten Kameraden seinen Teil am Futter wehrte, um den er flehte. Ach, der schöne Kämpe im weißen Kleid! Ein heimlicher Widerwillen entfernte sie alle von dem Hinkefuß.

Mit ihren Blicken folgten die Soldaten dem Pferde, das so schüchtern einen Ruheplatz suchte und traurig seinen Kopf schüttelte, als verstünde es den Ernst der Stunde. Der Nachtwind hob seinen wallenden Schweif empor und breitete ihn als dünnen Schleier über seine Flanken, wie etwa eine nackte Frau mit dem Schleier des eigenen Haares schamhaft ihre Blöße bedecken würde.

„Sie müssen ihm selbst das Futter geben,“ brummte der Kommandant, „dieses Pferd scheint ein Leckermaul zu sein, das gewiß an guten Hafer gewöhnt ist und nicht an schlechtes Stroh.“

Alle Falten in dem Antlitz des Fremden begannen zu spielen und verzogen sich zu einer Grimasse.

„Einen guten Schluck würde es sicherlich nicht verschmähen!“

„Was für einen Schluck?“

„Champagner versteht sich, den entbehrt es mehr als Hafer.“

Die Buren, die alle in ihre Pferde vernarrt waren, blickten einander lächelnd an, als billigten sie den gelungenen Scherz. Dann sahen sie sich selbst nach einem Trunke um.

Zwei Männer brachten in großen Kürbisflaschen den Kaffee, den man noch vor der Suppe trank, um seiner heilsamen Wirkung ganz sicher zu sein. Ein schreckliches Gebräu war diese

Medizin, aus Gerstenschnaps und grob gemahlenen braunen Körnern zusammengemengt, in dem man mehr Kiesel als Zucker finden mochte.

Amaldo wurde als Gast der erste Becher gereicht. Mit gewaltigem Appetit verschlang er sein doppeltes Teil Suppe, die angebrannt war, aber nicht gar zu schlecht schmeckte.

„Wer jetzt einschläft, wird gehenkt,“ sprach seufzend der Kommandant, Hauptmann Noll, ein breitschultriger blonder Bursche mit strengen, entschlossenen Bewegungen.

Vielleicht scherzte auch er; etwa so, wie der neue Freiwillige gescherzt hatte. Aber an dem Zucken seiner Lippen mochte man erkennen, daß er gegen das krankhafte Verlangen ankämpfte, sich selbst aufzuknüpfen, um die ewige Ruhe zu verkosten.

Mit Männern in den Krieg entsandt, die er nur flüchtig kannte, saß nun Hauptmann Noll zwischen einem Abenteurer, den er überhaupt zum ersten Male sah, und seinem ganz jungen Bruder, dem kleinen Fren, einem sechzehnjährigen Knaben, den seine Mutter ihm heute morgen auf dem Borratskarren zugeführt hatte. Denn die Frauen waren bis zu den Vorposten gedrungen, um den Männern Lebensmittel zu bringen, sogar eine ganze Ausstattung zur Schweinezucht, die man aus einer niedergebrannten Farm gerettet

hatte, dann ein riesiges Kupferbecken, ganze Tröge voll halb gekochten Gemüses, verrußte Brotrinden und den Kaffee, der wunderbar süß schmeckte auch ohne Zucker und der den Soldaten die Kraft gab, wachen Auges den Feind zu erwarten.

Der Hauptmann Noll war sich an diesem Abend gewiß nicht recht klar darüber, worin eigentlich echtes Heldentum besthebe. Traurig dachte er an die Begeisterung zurück, die alle erfaßt hatte, da man vom Hof aufbrach und an das herauschüte Lärm, das späterhin in Prätoria die jungen Rekruten — lauter Altersgenossen seines jüngeren Bruders — umbraufste.

Als der Gast feierlich wie in großer Gesellschaft eine Gesundheit auf sein neues Vaterland ausbrachte, fühlte sich Noll verletzt, denn es war ihm, als wollte dieser Fremde ein Stück von seiner Heimat stehlen. Er antwortete mit einer trockenen Begrüßung und blieb dann stumm, ergab sich in das Unvermeidliche. Von neuem bemühte er sich, strenge und abweisend zu erscheinen, und fühlte sich doppelt zum Führer berufen, angesichts des kindischen kleinen Bruders, der lächelnd sein Brot dem fremden Schimmel anbot, und der Unbesonnenheit dieses Unbekannten, der sich so tapfer in ein Abenteuer mengte, das ihn eigentlich nichts anging und das nun geheimnisvoll dunkel vor ihnen allen stand.

So viele Tage schon schritt man durch dieses Tal, in dem es nur Steine gab, kein Gras, kein Wasser, und in dem man unaufhörlich enge und engere Kreise zu ziehen schien bis zu diesem Lagerfeuer, in dessen Blut die letzte Hoffnung verbrannte. Einstmals, zu Hause sprach Hauptmann Noll gern von der Republik, vom Vaterland, von der Heimat. Jetzt war sein Vater tot, seine Mutter irrite zwischen dem zerstörten Hof und den Vorposten hin und her, opferte ihren letzten Reichtum: den jüngsten Sohn, den großen Kupfertopf, dessen Wand so stark war wie das Erz einer Kirchenglocke. Stolz hob sie ihre Waffen empor, die Waffen von Hirten: zwei Stäbe in Kreuzesform.

Die Heimat war nur noch dieses Lagerfeuer: Heidenbrand, Strohbrand, den bald ein Regen von Blut auslöschen mußte. Nebelhaft standen die großen Worte: Ehre, Vergeltung, Freiheit vor die Augen des Hauptmanns Noll geschrieben.

Die Verteidigung des Heimatbodens schien ihm jetzt ein hartes, undankbares Geschäft. Ein geringfügiger Unfall verstimmte ihn: dieser Heimatboden, für den er sein Blut vergießen sollte, hatte ihm selbst boshaft den Fuß verletzt. An seiner rechten Ferse quälte ihn eine Schwärze, die sich zu entzünden begann, heftiger, als es wohl eine ernsthafte Verwundung getan hätte. Aus einer

einfachen Blase, die er vor einer Woche etwa bemerkt hatte, ohne sie weiter zu beachten, floß jetzt ein häßlicher grüner Eiter, durchtränkte den Verband und ließ in dem gesunden jungen Menschen den Gedanken aufkommen, es wäre vielleicht besser, sich selbst den Tod zu geben, statt als Krüppel weiterzuleben.

Wenn die Wunde am Ende in Brand überging! Dies also war der Krieg: nicht nur die Körper getöteter Feinde sollte man übereinander getürmt sehen wie einen Düngerhaufen aus Menschenleibern, auch die eigene Verwesung mußte man überdauern. Bei jedem Schritt mühte er sich, den unsinnigen Schmerz zu verwinden, und bei jedem Schritt bis ihn der undankbare Heimatboden tiefer und tiefer wie mit scharfen Zähnen.

Dieser Qual suchte er voll Todesverachtung im Kampfe zu entrinnen; er berauschte sich am Pulverdampf, um nur nicht den fauligen Geruch einatmen zu müssen, der vom blutgetränkten Boden aufstieg und von ihm selbst kam, der lebendig verdarb. Wie in einer geheimnisvollen Falle hatte ihn der Heimatboden gefangen, hatte ihm die Ferse zerfleischt. Und die Erde drehte sich, das Tal drehte sich, die Wege drehten sich, schlossen enger und enger ihren Kreis um ihn. Gelbe, purpurne, kristallhelle Kugeln stiegen und fielen vor seinen Augen, die vom Widerschein der Fahnen,

vom Aufblitzen der Kartätschen, vom Flammen
der brennenden Häuser, vom Anblick der mütter-
lichen Tränen verbrannt waren. Denn gar wohl
hatte er bemerkt, wie die Mutter weinte, da sie
ihm das große Becken brachte, aus dem ein Jahr-
hundert lang drei Geschlechter hintereinander das
Leben schöpften.

Wehe diesem versteinerten Tal, dieser Wüste,
mit der sie alle die fetten Triften ihrer Farmen
hatten vertauschen müssen! Wehe diesem durch-
wühlten Lande, in dem alle Schönheit tief unter
der Erde – vielleicht nirgends – wohnte! Wehe
dem vergrabenen Schatz, diesem Köder für alle
Zeiten, der sich nicht erhaschen ließ, der sich unter
eine verdorrende Wüste versteckte, um die Men-
schen, die ihm nachstellten, leichter zu narren!
Wohl schritt er selbst nun über den Boden hin,
unter dem das Gold wohnte. Aber wie jämmer-
lich mißhandelt hatte dieser Boden seinen Fuß!

Nein, trotz ihrer Siege waren seine Stammes-
genossen gewiß nicht die Sieger. Gold und
Diamanten wachsen nicht für ein Geschlecht von
Hirten, das sich kaum noch auf die Jagd verstand.
Aber können sich denn Berge voll Gold und
Diamanten mit der liebreizenden Alm messen,
über die eine junge Färse weidend streift, eine
sanfte Färse, von deren Maul im ersten Aufruhr
des Frühlings die Milch zu rinnen scheint?

„Noll,“ sagte leise dessen jüngerer Bruder, indem er auf das algerische Pferd wies, „dieses Tier sollen die Engländer gewiß nicht bekommen.“

Das Kind nahm von seinem Filzhut eine Hahnenfeder, die es in ein Ölkännchen tauchte und dann über den komplizierten Mechanismus eines Revolvers streifen ließ.

Noll erwiederte mit versorgter Miene:

„So Gott will, Frey; aber du mußt mich Hauptmann nennen, wie die andern.“

Frey schüttelte das Öl von der Feder, die jetzt in seiner Hand hing wie ein toter Vogel, und steckte sie auf seinen Hut.

„Ich werde mich daran gewöhnen, Herr Hauptmann,“ erwiederte er gehorsam.

Noll überlegte, daß sein Bruder zur langsamten Gewöhnung keine Zeit mehr finden konnte. Der Feind mußte in dieser Stunde schon auf der anderen Seite des Hügels emporklimmen.

Amaldo, der auf seinem Sitz den Knaben kaum überragte, blickte nachdenklich ins Feuer. Die andern lagen alle auf den Bauch hingestreckt, das Kinn auf die Fäuste gestemmt, und beobachteten lauernd Amaldo, der krampfhaft wie ein Betrunkener sein Gesicht verzog.

Noll, der sich auf seinem Feldstuhl hoch aufrichtete, um den anderen zu beweisen, daß er

wahrhaftig der Führer sei, sprach zu Amaldo gewendet mit seiner tonlosen Stimme:

„Man darf nicht ins Feuer starren, das schläfert ein.“

Finster war die Nacht und sternenlos. Nichts sah man als den Widerschein des kupfernen Kessels, den man gegen den Feind zu umgestürzt hatte und auf dessen Wand die Blut sich spiegelte. Dort unten rings um den Stallkarren schloß sich die Finsternis wie ein Vorhang, daß man nicht einmal den Abhang des Tales überschauen konnte, der mit Steinen besät war, mit Felstrümmern, die leicht abbröckelten und doch zugleich hart und spitzig waren. Sie schnitten die Füße blutig und ließen die Hufe der Pferde tückisch abgleiten. Hier und dort waren zerborstene Grabsteine hingestreut; Metallstücke und Knochenreste rollten in die Tiefe. Ganz oben auf dem Hügel aber stand ein Baum, dessen Spitze in die Wolken ragte; sein Stamm nahm sich aus wie ein eingefetteter nackter Menschenleib. Schrecklich anzusehen war dieser entlaubte Baum, der von einer geheimnisvollen Flamme beleuchtet schien.

Oftmals ließ Hauptmann Noll sein Auge zu diesem Baume wandern, um den Blick vom verderblich lockenden Lagerfeuer abzuziehen, und er dachte:

„Hier herauf werden sie kommen, das ist gewiß.

Wie viel sind ihrer wohl? Wir haben fünfzehn Flinten, wobei Freys Revolver nicht gezählt ist. Der geht ja nicht los oder zerplatzt ihm zwischen den Fingern. Die niedergeschlagenen Pferde können uns als Deckung dienen, der Karren ist die letzte Schanze. Ich will hängen, wenn wir uns auch nur eine Stunde halten können, und dieser Amaldo mit seinem Schimmel wird dem Feinde noch als willkommener Zielpunkt dienen."

Ungeduldig fragte er plötzlich:

„Aber wo ist denn Ihre Waffe, Amaldo? Haben Sie denn keine Waffe?“

Höhnisch lachte der Fremde. Aus seinen verschleierten Augen schien ein Funke zu springen.

„Ich bin mit allem Nötigen versehen.“

Er zog einen Revolver aus moiriertem Stahl hervor, eine prächtige Waffe, die mit sieben Kugeln geladen war.

„Er muß sie gestohlen haben,“ dachte Noll, der sich darauf verstand, seit man englische Waffen hier und dort „aufhob“.

Einer von den Männern lachte.

„Der Revolver kommt aus London?“

„Nicht direkt,“ antwortete der seltsame Fremdling, den man für einen Italiener halten möchte, trotzdem er ein arabisches Pferd besaß, ein durchaus reines Englisch sprach und sich für einen Algerier ausgab.

In der Erregung, die ihm der Kaffee mitgeteilt hatte, wurde Noll plötzlich von Bedenken geplagt, ob er es nicht am Ende mit einem Verräter zu tun habe. Es war doch wohl angezeigt, das Schreiben seines Obersten näher anzusehen.

Unter dienstliche Befehle gemengt, fielen dem Hauptmann vor allem rein menschliche Mitteilungen ins Auge, freundliche Grüße für Tren, dessen baldige Rückkehr als Meldereiter man erhoffte, Einzelheiten über die Mittel, wie neuerlich Proviant für die Vorposten beschafft werden sollte und dann die Beschreibung des Algeriers, eines „wütigen Liebhabers blutiger Roastbeefs“, der den Krieg aus Freude am Töten mitmache, um des Verlangens willen, in allen Ehren morden zu dürfen. Amaldo galt dem Vorgesetzten, der gebildeter war als Noll, für einen eisernen Kulturmenschen, der sich zu sanften Wilden verirrt habe, für einen Entarteten, wie man deren in den großen Weltstädten antrifft, für einen Verbrecher aus Leidenschaft oder besser noch für einen armen Kranken.

„Ich schicke Ihnen zwei merkwürdige Tiere,“ hieß es wörtlich. „Das Pferd wird Ihnen vielleicht unnötigen Schrecken verursachen; und auch des Mannes müssen Sie wohl acht haben, Verwundeten gibt er den Gnadenstoß.“

„Sollte er die Engländer mehr noch hassen als

wir?" dachte der Hauptmann, und dann sagte er beinahe gerührt:

„Kamerad, Sie sind den Kampf gewohnt, Sie lieben den Krieg, so versichert man mir, darf ich Sie bitten, beim Angriff neben meinem Bruder zu stehen? Dem Kinde fehlt jede Erfahrung im Waffenhandwerk.“

Amaldo verzog sein Gesicht zu einer Grimasse, deren Bedeutung Noll nicht erriet:

„Ich werde ihm mein Pferd hinterlassen.“

Hauptmann Noll wußte nicht, was er erwidern sollte. Der Mann verstand also, um was es sich hier handelte. Nicht zu kämpfen war er gekommen, sondern zu sterben.

„Hoffentlich wird keiner von uns Erbe sein,“ sagte das Kind. „Ich möchte in der Stunde der Gefahr nicht hinter den andern zurückbleiben.“

Amaldo antwortete mit dem seltsamen Sprichwort:

„Ein Reiskorn bleibt niemals allein.“

Und die Qual begann von neuem. Von welcher Seite mochte der Feind nahen? Wieviele konnten ihrer sein? Würden sie über den Rücken des Hügels klettern oder ihn von der Seite nehmen? Die Augen des Kommandanten, der noch immer gleichmütig dasaß, die Flinte zwischen seine Beine gestemmt, brannten mehr und mehr unter den ätzenden Tränen, die er zurückhielt. Der Vater

war tot, die Mutter zugrunde gerichtet, bald würde man vielleicht den Bruder an seiner Seite nieder machen.

Noll atmete das Gift der Finsternis ein, aus der die Gespenster steigen. Monde von Gold, von Purpur und Kristall, die Seele der Schäze, die tief eingescharrt im Boden lagen, schienen vor seinen zermarterten Augen ohne Unterlaß zu steigen und zu fallen; Trugbilder tanzten hin und her. Die siebente Nacht war's, die er ohne Schlummer zubrachte. Nur schlafen, schlafen, einen Augenblick nur, und dann . . . die siebente Kugel aus dem moirierten Revolver. Was sollte aus ihm werden? Vielleicht war es am besten, sich am nächsten Baume aufzuknüpfen, um nur in die ewige Ruhe einzuziehen.

„Sieben Tage bin ich schon auf dem Wege“, sagte er sich, „und finde keine Zeit, meine Wunde in einem Bach zu waschen. Sieben Tage wehrt man dem Feind die letzten Steine des Heimatbodens und sieben Tage lang, zerschneiden die letzten Steine des Heimatbodens meine Füße.“

„Ich höre Schellengeläute,“ sagte jemand.

Aber man hörte nur das Fallen eines schweren Körpers, der mitten in der Blut niederschlug. Zünden flammtten auf, man sah einen Soldaten, der, vom Schlaf überwältigt, ins Feuer gestürzt war.

„Läßt ihn,“ sagte Noll stockend, „die Hitze wird ihn schon aufwecken.“

Da der Mann aber zu rösten begann, ohne sich zu rühren, riß man ihn an den Knöcheln zurück; er war so tief eingeschlafen, daß er schnarchte, statt zu klagen.

Um Mitternacht zerschmetterte sich ein großer rothaariger Bursch im Geröll die Nase. Mit ausgebreiteten Armen war er hingefallen, als hätte er den Heimatboden an seine Brust drücken, mit beiden Händen emporheben und festhalten wollen.

„Ich halte ihn, Hauptmann, sie können mir ihn nicht nehmen,“ und er versank in den Schlaf wie in ein dunkles Meer.

Bald gab es nur noch drei Wesen, die halbwegs lebendig waren. Der Knabe Frey, Amaldo und der Hauptmann. Da unten schob sich der Haufen Pferde durcheinander, stehend schliefen sie, und ihr hastiges Atemholen klang wie ein ferner, traumhafter Galopp.

„Soll man nicht versuchen, die Wachen aufzurütteln?“ fragte in militärischem Tone der arme Frey, dessen Augenlider vor Schrecken zuckten.

„Nein,“ sagte Noll mit trauriger Stimme, „ich erlaube dir, an ihrer Stelle zu wachen.“

Aber Frey selbst schlief gegen Mitternacht ein, obzwar er jünger und gesünder war als sein

Bruder. Trotz der Warnung Nolls hatte er versehentlich ins Feuer gestarrt und war dann wie gebannt sitzen geblieben, den Revolver in der Faust, mit starren Augen und starrem Nacken.

Nun versuchte Noll aufzuspringen, um seine Qual von sich abzuschütteln. Aber ein stechender Schmerz zerfraß ihm die Ferse, er hatte das Gefühl, als ob eine giftige Spinne seine Wunde durchwühlte. Verlegen wandte er sich an Amaldo.

„Diese Kinder können nicht folgen,“ sagte er.

Höflich entgegnete Amaldo: „Machen Sie sich keine Sorgen, Herr Hauptmann, es genügt schon, wenn wir zwei wachen. Indessen wenn mein Pferd seinen Unfall bekommt, mag es eine ganze Armee aus dem Schlaf schrecken.“

„Ihr Pferd?“

„Ja, Herr Hauptmann, es ist mondsüchtig.“

„Dieser Narr fehlt uns noch gerade,“ überlegte Noll. „Übrigens was liegt daran, man muß ein Ende machen, oder der Wahnsinn regiert die Welt. Ihrer Hundert mögen sie gegen uns fünfzehn losrücken, und während sie uns erschlagen, wird es schon genug Lärmens geben, um das ganze Lager munter zu machen. Wenn sie erst den Frey erwürgen, der wird sich wehren und schreien wie ein kleines Ferkel, das man abschlägt. Die eine Stunde, die es währt, ehe man uns niedermehzelt, soll den anderen Rettung bringen,

so lautet der Befehl. Aber man hat vergessen, die Zahl der Opfer anzugeben. Mir ist jede Zahl gleich" . . . „Also Sie sagten, Amaldo, Ihr Pferd . . .“

Wie er sich umwandte, bemerkte er, daß die Augen des Algeriers beunruhigend zwinkerten.

„Das ist ein besonderes Tier, Hauptmann,“ sagte er, während seine Stimme tiefer und tiefer sank, wie über eine Kellerstiege hinabgleitend. „Glauben Sie mir, ich denke nicht daran zu schlafen, obgleich meine Aufgabe vollendet ist. Die gute Lagerkost liegt mir in den Gliedern. Wenn man seit langem nichts gegessen und doch gerade ein Duell bestanden hat, Sie verstehen . . . So eine Suppe wirft einen nieder. Mein Pferd ist ein braves Tier, glauben Sie mir's. Wahrhaftig, der Oberst hat es nicht umsonst gelobt. Es leidet nur an der Gewohnheit, laut zu träumen. Ich selbst habe es abgerichtet; es ist mein lieber Freund, mein lieber kleiner Bruder, gar nicht, wie dies sonst üblich ist, habe ich es abgerichtet, ich schwöre es Ihnen: rohe Mohrrüben jeden Tag, Zucker und überhaupt keine Schläge. Höchstens einmal ganz ausnahmsweise mußt' ich es mit der Peitschenspitze berühren, und alles habe ich ihm so beigebracht: den spanischen Schritt, den Walzer, den Fußwechsel im Trab. (Ach richtig, es gab ja Rüben in der Suppe, ich hätte ihm welche schenken sollen.) Für-

wahr, Hauptmann, wenn sie auf das Sattelbrett stieg, sie war da so sicher wie auf einem Fels; sicherer als wir es hier sind, ich schwöre es Ihnen. Ein Fels, Hauptmann, ein Fels, auf dem sich eine Blume wiegt! Und es war eine innere Musik in dem Pferde, die ihm Flügel gab, Flügel, seine Last zu tragen, die eine Welt galt, uns beiden eine Welt. Pferde wie dieses hier sind ehrgeizig, nur ihrem Handwerk gilt ihre Liebe. Ach, meine Liebe galt . . . Sie können es mir glauben, Hauptmann, ihrer fünftausend mögen nun über mich herfallen, nicht einmal der Ehre sollen sie teilhaftig werden, daß ich ihnen eine Nase drehe. In meinem Teller hat oftmals das Tier seinen Hafer gefressen und ist so scheu, daß es nicht wagte, in meiner Gegenwart den Mist abzuwerfen, und ein Pferd muß doch einmal seinen Mist abwerfen. Was sagen Sie? Die Rotröcke? Nein, im Hauptquartier erwartet man sie erst gegen Sonnenaufgang, das ist ganz genau in den Karten eingezeichnet. Welch trauriges Leben Sie doch führen, Hauptmann!"

Noll litt jetzt die schlimmsten Foltern. Dieser Mann mit seinen Fieberträumen würde ihn gewiß im Stich lassen gleich den andern, so dachte er. Wie ein Rausch würde ihn der Schlaf übermannen, denn so leise sprach er, daß der Hauptmann, dessen Finger die Flinten krampfhaft umspannten, sich

ganz nahe zu ihm neigen mußte, um seiner Geschichte zu folgen.

„Ihnen geht es wohl auch nicht besser,“ sagte er, um das unzusammenhängende Gestammel des Trunkenen oder Kranken wieder in Fluß zu bringen. Es war doch immerhin eine Äußerung des Lebens.

In heftigem Tone begann der Fremde wieder: „Sie täuschen sich. Wenn man jahrelang einem Wilde nachgepürscht hat, so kann man sich wohl glücklich fühlen, sieht man es endlich auf dem Boden liegen, mit einem Stück Blei im Schenkel. Ihr Oberst (ein Bauer übrigens) hat Argernis an mir genommen, aber es ist doch nicht möglich, jede Arbeit selbst zu beginnen; man kann sich schon damit zufriedengeben, wenn es einem bestimmt ist, sie zu vollenden. Nur unser Handwerk erlaubt es, seine Feinde im Takt Purzelbäume schlagen zu lassen. Freilich, ein schönes Schluszbild mit bengalischem Feuer und Transparenten und patriotischen Sprüchen darauf wäre mir lieber gewesen. Ich hätte gern mein Werk kunstvoll vollendet, ich liebe körperliche Übungen, die mit einiger Gefahr verknüpft sind.“

„Es heißt, daß Sie allen Verwundeten den Garaus gemacht haben,“ sagte Hauptmann Noll zögernd, mit verächtlicher Gebärde.

Almaldo schwieg.

Und Noll wurde von der Angst gefoltert, der Fremde könnte sich in seinen Phantasien verschließen wie in einem tiefen Verließ. Lieber wollte er den entsetzlichsten Bericht anhören, als allein beim Lagerfeuer bleiben, mitten unter all den Männern, die in schlimmer Müdigkeit hinbrüteten. Als den letzten Sterbenden fühlte er sich schon unter lauter Toten. Würde man am Ende ihn und seine Leute niedermachen, ohne ihnen die Möglichkeit einer ehrenhaften Gegenwehr zu lassen?

Hart saßte er Amaldo an und schrie ihm ins Gesicht:

„Um der himmlischen Liebe willen, sprechen Sie doch lauter . . . oder ich lasse Sie hängen.“

„Ruhig Blut,“ lachte der Algerier höhnisch. „Ich bin nicht taub, und ich schlafe nicht. Und wenn wir auch alle beide schliefen, mein Pferd schläft nicht. Sie werden es am Werke sehen. Es ist ein braves kleines Tier trotz seiner Tollheit. Ohne das Ereignis hätte es gewiß wacker standgehalten, aber der Bretterboden der Liebesbrücke — eine schöne Brücke, Hauptmann, über und über mit grünen Flittern behangen — war verfault. Der Boden aller Liebesbrücken ist verfault. Und weil ich dies wußte, Hauptmann, sind beide in die Tiefe gefallen, das Pferd und sie. Die Hure war gleich tot, aber das brave Tier hat

sich nur leicht die Stirn verletzt und den Huf gezerrt. Kaum stand es wieder auf seinen vier Füßen, da sah es mich so vorwurfsvoll an, als hätte es mich durchschaut. Und war doch nur Gerechtigkeit geschehen. Dann ging ich aus der Bude und zog meinen hinkenden Zéphi am Halfter nach. Niemand konnte ihn jetzt noch brauchen, er hatte alles vergessen: den spanischen Schritt, den Walzer, den Fußwechsel, sogar den Sprung von der Liebesbrücke. Seine ganze sorgfältige Erziehung schien durch die eine Stirnwunde aus dem Hirn getropft zu sein. So sind wir aufgebrochen. „Mein guter Zéphi,“ flüsterte ich ihm ins Ohr, seinem neuen Begriffsvermögen mich anpassend, „wir wollen die ganze Welt durchwandern, als wär's die Bahn einer Reitschule, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht zu Wasser oder zu Lande, vielleicht auch auf einer anderen Liebesbrücke, den verruchten Engländer finden sollten, der ihr von Gold und Diamanten sprach.“

Der Hauptmann Noll glaubte nun selbst zu phantasieren. Dieses Pferd, dieses liederliche Weib, diese Liebesbrücke, diese Gefangenen, denen der Gnadenstoß versetzt wurde, das Gold und die Diamanten – es war doch besser, gleich dem Feind entgegenzugehen, als länger den Schaudermären eines Trunkenen zu lauschen! Nur der Feind konnte von diesem Alpdruck befreien.

Alle Soldaten schliefen. Die niedersfallenden Lider hatten mildtätig die zurückgewälzten Augen des kleinen Frey bedeckt; allgemach verlöschte das Lagerfeuer, beleuchtete nur noch den kupfernen Kessel, in dem Blut zu kochen schien. In der Ferne gewahrte man den Schatten des abscheulich fettig glänzenden Baumes, immer schmäler wurde er, nahm sich jetzt aus wie der Leib einer Ringelnatter.

Und die Nachtwache dauerte fort, gestaltete sich noch schrecklicher durch etwas Geheimnisvolles, das im Körper saß und das man ringsum durch die Nacht schleichen fühlte, die an sich geheimnisvoll genug schien.

„Amaldo, Ihr Pferd!“ . . .

„Er ist tot, was kümmert's mich,“ hauchte der Algerier, indem er sich auf den Rücken streckte. „Wer wird um so Beringes Streit beginnen. Der Oberst ist ein Krämer! Kommt es auf einen Verwundeten mehr oder weniger an? Ich hab's ihm gesagt: schicken Sie mich zu Threm Vorposten. Nun ist die Reihe an mir, nun soll man mir den Garaus machen.“ Hauptmann Noll, merken Sie sich dieses wohl: Wir alle machen einander den Garaus . . . mit unseren Nägeln. Dazu sind wir auf der Welt, denn . . . auch unsere Geburt . . . ist nur die erste Wunde, die wir schlagen.“

Noll lächelte bitter, denn er fühlte, wie der Heimatboden ihm die Ferse zerriß.

„Was Sie da sagen, Amaldo, ist so töricht nicht.“

„Ich muß noch bemerken,“ brummte Amaldo mit dem verschleierten Blick eines Trunkenboldes, der sich in eine fixe Idee verrannt hat, „ich muß bemerken, daß ich durch mein Pferd viel Schaden erlitt. Es versteht sich auf gar viele Kunststückchen: die verliebteste Dame unter einem ganzen verehrlichen Publikum finden, mit einer vorgebundenen Serviette bei Tisch niedersitzen. Aber wenn wir irgendwo übernachten, nehmen alle Tölpel Ürgernis an ihm. In manchen Dörfern hat man uns mit Heugabeln auf die Straße gejagt. Es ist doch nicht meine Schuld, daß Zéphi mondsüchtig ist . . . Oder vielleicht ist's doch meine Schuld . . . Übrigens esse ich Rübenuppe gar nicht gern, ich nicht.“

Der Hauptmann Noll zuckte müde die Schultern. Die Flinte entsank plötzlich seinen Händen, sein Kopf fiel vornüber, strengen Tones sagte er:

„Es gibt nichts als die Pflicht . . . die Pflicht, sein täglich Brot zu verdienen und sich Wunden für das Vaterland zu holen, für den Präsidenten, für . . .“

Stehend war er eingeschlafen, nicht anders als die eng an den Pflock geschirrten Pferde.

Wie lange schließt er wohl? Welcher Welten Ende war herangebrochen, zu welchem jüngsten Gericht rief man ihn? Vielleicht mag um den

solch ein Brausen sein, der aus dem Nichts kommt. Vielleicht mag das Kind, das aus dem Mutterleib in die Welt geworfen wird, oder der Tote, der seinem Grab entsteigt, so schmerhaft den Ruf empfinden, der ins Leben reißt.

Hatte er Minuten oder Jahrhunderte geschlafen? Er lauschte dem Geräusche, das ihn durchdrang, mit herausgewälzten Augen, wie ein Schaf, das seinem Metzger den Hals hinstreckt. Plätzten ihm zu Häupten die englischen Kartätschen, vervollkommenete Kartätschen, die solcher Art dröhnten?

Aufrecht stand Noll neben seinem Klappstuhl. Er war nicht von seinem Platze gerückt, sein Fuß verursachte ihm keinen Schmerz mehr, alles Leiden wohnte jetzt in seinem Ohr; er hätte weinen mögen.

Immer noch horchte und horchte er, ganz erfüllt von diesem unbeschreiblichen Schauder, die Fäuste geballt, indessen ihm die Knie den Dienst versagten und der Speichel in seinem Munde zusammenrannte.

Die Finsternis, die nun beinahe vollkommen war, verwandelte den fernen, rindenlosen Baum in eine steinerne Säule, der Hügel schien in lauter Asche zu versinken, und das Feuer glich nur noch einem kleinen, glänzenden Kiesel.

„Ich bin tot,“ sprach Noll zu sich, „meine Leute sind tot, ich schreite durch die Hölle, weil ich Feigling sie alle niedermezeln ließ.“

Und wie nun der Hauptmann seinen Blick immer tiefer ins Dunkel bohrte, war es ihm mit einem Male, als sähe er ein Gespenst: ein Leichen-tuch, das über den Boden schleifte.

„Die Toten ziehen vorüber,“ dachte er.

Indessen hob er seine Flinte vom Boden auf. Er schulterte gegen das Gespenst; vielleicht würde der loskrachende Schuß den Zauber brechen.

Aber wie er nun ziellend die Erscheinung besser ins Auge faszte, machte ihn ein neuer Schauder erstarrten. Was er sah, konnte nicht Wirklichkeit sein; nicht Wirklichkeit wie das, was er hörte.

Riesenhaft saß vor ihm eine Frau. Auf dem Bug eines gewaltigen Tieres saß sie, einer Löwin oder eines Seeungeheuers. Ihre Haare oder ihre Schleier, die sie im Winde flattern ließ, woben um ihren Leib eine Strahlenkrone aus eitel Seide. Man hätte meinen mögen, es ziehe der Nebel vorüber, der vor dem aufgehenden Morgen schreitet.

Sehr bleich und sehr schmal war das Antlitz der Frau, und aus der Tiefe zweier schwarzer Höhlen schillerte ein unsicheres Licht: gleichsam das lauernde Geheimnis dieser finsternen Nacht. Der Kopf der Frau hob und senkte sich wie im Takt des schrecklichen Lärmens, das um sie war.

Welch ein Totengesang! Das Sausen des Windes, das ein Unwetter verkündet, tönte aus ihm und das Branden des Meeres, in dem ein

Klagen geht wie von Schiffen, die versanken; das höhnische Geschrei von Eseln vermählte sich dem Schmettern kriegerischer Fanfaren, und mitten hindurch hörte man verzweifeltes Schluchzen, wie von zitternden jungen Mädchen, die man irgendwo in der Ferne gefoltert hätte, gellende Schreie, wieder übertönt von Sirenengesang und dem lauten Wiehern hinstürmender Rosse.

„Entweder sind wir alle tot,“ sagte sich Hauptmann Noll, der versteinert dastand, „oder . . . der Traum . . . des verzauberten Pferdes zieht an uns leibhaftig vorüber.“

Fren, der aus seiner Erstarrung erwachte, sprang auf und schrie:

„Zu den Waffen! Die Pfeifer, die Pfeifer . . .“

Und alle Männer, die erschreckt auffuhren, fluchten durcheinander.

„Wer stößt hier ins Alphorn?“

„Wer wagt es, unsere Pferde niederzumachen?“

„Wo ist das kreißende Weib?“

„Nein, wo ist das Mädchen, das man vergewaltigt?“

„Beim ewigen Richter, die Engländer haben die Dampfpfeifen ihrer Panzerschiffe gegen uns losgelassen!“

Und alle diese Menschen bestürmten sich gegenseitig in rasender Hast mit ihren Fragen, während

hinter ihnen ihre Pferde, die sich gegen den Karren aufbäumten, erschreckt zu fliehen suchten.

Hastig stieß Amaldo hervor:

„Ich hab's Ihnen vorausgesagt, Hauptmann. Zéphi meint's nicht schlimm, ich schwöre es Ihnen. Seine alte Kunst hält ihn gefangen, den armen Teufel. Schauen Sie nur, er hat sich niedergesetzt; das war seine beste Nummer: das Pferd bei Tisch.“

„Um der göttlichen Liebe willen, – wenn Sie überhaupt zu einem Gott beten, – sehen Sie zu, daß diese Qual ein Ende nimmt! Sehen Sie zu, daß dieser Lärm ein Ende nimmt, Sie Straßenräuber, oder ich schieße Sie nieder!“ brüllte Hauptmann Noll, außer sich vor Zorn.

Er war der sanfteste unter allen Buren, der Hauptmann Noll. Aber niemals war ihm ähnliches zugestossen, und im selben Augenblicke erwachte auch wieder der Schmerz in seinem Fuße, als hätte er sich gegen jede Steigerung durch anderes Leiden aufbäumen wollen.

Amaldo steckte seine beiden Zeigefinger in den Mund und stieß einen gellenden Pfiff aus.

Nun erst geruhete das Pferd die „beste Nummer“ zu unterbrechen und wieder seine natürliche Haltung einzunehmen. Mühsam richtete es sich auf, erschien wie früher als braver, harmloser Schimmel, der seinen Kopf langsam auf dem Halse hin und

her wiegte und immer noch den einen Fuß nachzog.

Als erwachte das Pferd in diesem Augenblick aus seinem Unfall, der ihm Vergessen brachte oder längst entschwundene Erinnerungen, lief es seinem Herrn zu.

Litt es Schmerz? Fuhr ihm die geistige Zerrüttung, die seinen Körper furchtbar erbeben machte, — wie ein Geiger sein Instrument erbeben macht und über die steile Leiter der Töne führt, wenn der Bogen über die Saiten streicht, — fuhr ihm die geistige Zerrüttung fressend ins Mark, zerwühlte sie sein Fleisch? Man konnte es nicht erkennen. Eine ergreifende Demut war über das Tier gebreitet, seine Augen schienen um Verzeihung zu bitten. Zéphi hatte sicherlich von all dem Lärm nichts vernommen.

Und da nun das Pferd wieder zu seinem Herrn kam, ward es von einem blassen Lichtschein begleitet. Die Nacht zerstatterte wie unter der Berührung der schwebenden Flügel des Tieres. Das Gespensterpferd, das doch gewohnt schien, immer dar Bartücher hinter sich herzuschleifen, brachte die schimmernde Morgenröte.

„Wenn Sie wollen, wird es nun mit einem Teller zwischen den Zähnen absammeln gehen,“ erklärte der Algerier nachgiebig, um irgendwie die Versöhnung einzuleiten.

Mit furchtbarer Gebärde aber befahl der Hauptmann seinen Leuten, die durchaus nicht zum Lachen geneigt schienen:

„Alle Mann aufgesessen.“

Denn nicht der Frieden war es, den Zéphi, an die seidenweichen Fäden seiner Mähne gespannt, herbeiführte. Dem Unheil hatte das Tier entgegengeröhlt, wie es ihm zukam.

Hinter dem Baume, auf der Höhe des Hügels, gewahrte Noll, dessen Blick alle Schärfe wieder- gewann, einen roten Fleck, der sich wie ein zitternder Sonnenstrahl im Dämmern des Morgens bewegte.

Die Soldaten, die jetzt volle Sicherheit fanden, da sie der Gefahr wahrhaftig ins Antlitz blicken durften, beruhigten auch ihre Pferde und schwangen sich geschwind in den Sattel. Das Schicksal, das nun vor ihnen stand, war ihnen wohl vertraut. Sie hatten es all diese Tage, all diese Nächte erwartet und ersehnt. Ihr Wunsch ging in Erfüllung.

Zwei, zehn, zwanzig rote Flecken schienen den Abhang des Hügels wie mit Blut zu besprengen, während der erwachende Tag sein Licht in zart abgetönten Bändern vom Gipfel rollte.

War's wirklich schon die Sonne? Nein, der Feind, die Engländer waren es, die in wildem Ritt talwärts stürmten, so schnell ihre aufgeregten

Pferde, deren teuflisches Wiehern man weithin hören konnte, sie tragen mochten.

Noll stand nun mitten unter der kleinen Schar seiner Leute.

„Kinder,“ sagte er, während sein Blick gegen seinen Willen fast auf dem Bruder ruhte, „unsere Ehre ist gerettet, wir schirmen den Boden unseres Heimatlandes.“

Hoch auf stieg die Morgenröte am Himmel, wuchs und wuchs von Augenblick zu Augenblick, übergoss die Kämpfer mit ihrem siegreichen Purpur.

Und kein Teil hatten diese todesmutigen, entschlossenen Männer an den Verbrechen, die von der Verderbtheit niedergehender Geschlechter erfunden werden. Ein junges, schwaches Volk, gingen sie unbefangen in den Tod wie brave Kinder, die vom Dasein nichts kennen als Märchenbilder: Ehre, Vaterland, Freiheit! Und später mochten ihnen wohl ihre Frauen stolze Tränen nachweinen, ihre Frauen, die ihnen alles geopfert hatten, auch das schöne Kupfergeschirr, in dem man braven Kindern die Suppe kocht . . . Nun waren sie befreit vom schmäblichen Alpdruck der Furcht, der krank macht und Liebesbrücken vorgaukelt, die mit grünen Flittern behängt sind und auf denen ungetreue Liebste tanzen.

Nun gab es keinen selbstsüchtigen Zweikampf des einzelnen gegen den einzelnen mehr, bestimmt,

lächerlichen Haß zu befriedigen. Das Leben breitete seinen Glorienschein um die Kämpfer. Nichts hatten sie mit falschem Licht und falschen Helden zu schaffen, die komödiantenhaften Gefahren Bravo klatschen. Mitten in der freien Natur hielt das Leben sie noch einmal umfangen, während strahlend der junge Tag über die Erde schritt.

Amaldo, der auf Zéphis Rücken stand, ohne Sattel, ohne Zügel, ohne Zaum, entlud siebenmal seinen Revolver in der Richtung der aufgehenden Sonne und fiel als erster von einem feindlichen Geschöß getroffen vornüber, so daß er mit dem Antlitz auf den Hals seines Pferdes zu liegen kam. Wie ein zerbrochener Hanswurst nahm er sich aus, der leblos an dem schlaffen Gebinde seiner Fäden hängt.

Und auch Frey stürzte vom Pferde; eine Kugel hatte seine Brust durchbohrt.

Noll und die übrigen hielten bis spät Vormittags stand. Doch als der letzte Mann zu wanken begann, gab ihm Noll den Auftrag, ins Lager zurückzukehren. Ein Mann mußte übrig bleiben, um dem Oberbefehlshaber Meldung zu bringen, da sein Bruder dies nicht mehr tun konnte.

„Unsere Heimat,“ schrie Noll düster auf, als der Tod zu ihm trat, „unsere Heimat... Transvaal!“ Nicht seine Heimat nannte er das

Goldland . . . Mit zerschmettertem Schädel schlug er hin.

Und nun verfolgten die Engländer, deren Hurra-
rufe die Kehlen zu zerreißen drohten, das einzige
Wesen, das sie für einen Flüchtling halten mochten.

Mitten unter den hingemetzelten Menschen-
leibern scharrete ein Schimmel, dessen Brust durch-
schossen war und auf dessen Hals die Last seines
toten Reiters ruhte, vorsichtig den Boden auf.
Mit seiner schwachen Vernunft, die vom wilden
Unprall des Kampfes erschüttert war, mit der
Vernunft eines Artistengaules fragte er sich, war-
um man ihm wohl solch schwere Züchtigung zu-
gedacht; noch dazu am Tage einer Galavorstellung,
während lustig die Petarden krachten und ihn
alle Stallburschen in ihrer glänzenden Jägerlivree
umringten.

Ach ja, darum . . . jetzt erinnerte er sich. Die
Liebesbrücke war unter seinem zögernden Schritt
niedergebrochen. Darum also mußte er nun sterben,
weil er seine Aufgabe schlecht behalten hatte,
mußte sterben wie ein armes, kleines, entehrtes
Zirkuspferd.



Inhaltverzeichnis
und Druck-
vermerk

Einleitung (von Max Bruns)	1
Bildnis der Dichterin	48
Die Gespensterfalle	49
Das große Festmahl der Schatten	69
Die letzte Versuchung	79
Das verriegelte Schloß	99
Der Gezeichnete	117
Der Frosttöter	139
Die Weinlese von Sodom	171
Der Panther	183
Das träumende Pferd	195

17

Die Übertragung der hier veröffentlichten Novellen
besorgte Paul Zifferer. Die gesamte Aus-
stattung stammt von Ludwig Enders in Darm-
stadt. Gedruckt und gebunden wurde das Buch in
der Offizin von J. C. C. Bruns, verlegt von
J. C. C. Bruns' Verlag in Minden
— im Jahre 1911 —



25,-

120
903448/a

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



010-045979